AUSGABE 01 | 2008

WOLFEGGER BLÄTTER

Frieder Stöckle

Der Handwerker – ein verlorengegangener Berufsstand?

Frieder Stöckle | Der Handwerker – ein verlorengegangener Berufsstand?
Britta De Jans | Die Käserei in Pfärrich
Gebhard Blank | Dienstverpflichtet in die Muna Urlau – Zeitzeugenberichte von Frauen
Elmar Bereuter | Die kurze Geschichte eines langen Wahns – Oberschwabens Rolle in der Hexenverfolgung

Editorial

Liebe Leser/innen, liebe Förderer des Museums,

als der Landkreis vor 5 Jahren das Museum in seine Trägerschaft übernahm, ging eine Ära zu Ende. In dieser Zeit hat der damalige Förderverein das Bauernhausmuseum Wolfegg aus kleinsten Anfängen heraus aufgebaut und fast 25 Jahre lang geführt. Der heutige Vorsitzende Karlheinz Buchmüller, der ehemalige Bürgermeister Konnes sowie der verstorbene Erbgraf Max-Willibald von Waldburg-Wolfegg zu Waldsee dürfen wohl als die „geistigen Väter" des Museums angesehen werden. Die Erweiterung des Geländes und die Weiterentwicklung des Museums zu einem „Besuchermagneten" in der Region ist das Verdienst des Landkreises.

Wir haben damals die Schriftenreihe „Wolfegger Blätter" wiederbelebt, die es bereits in den Anfangsjahren des Museums gab. Wir wollten damit ein Medium schaffen, das aus der Museumsarbeit berichtet und darüber hinaus interessante Einblicke in die Hausforschung unserer Gegend, in das mit dem Erweiterungsgelände verbundene Thema „Kulturlandschaft" und in heimatgeschichtliche Themen bietet. Die bisherige gute Resonanz auf die „Wolfegger Blätter" bestätigt uns darin und gibt uns den Ansporn, so weiterzumachen.

Vor Ihnen liegt bereits das 6. Heft, wobei diesmal die heimatgeschichtlichen Themen überwiegen. Bei der Titelgeschichte handelt es sich um das Thema des Vortrags, den Herr Dr. Frieder Stöckle, Schorndorf im Rahmen der Museumseröffnung zu Ostern 2006 in der Zehntscheuer gehalten hat. Er beschreibt darin Begegnungen mit alten Handwerksmeistern und ihrer Arbeitswelt, die wir vielleicht noch aus Jugendzeiten kennen und die heute nur noch bruchstückhaft in Nischen (wie in einem Museum) existiert. Ein wichtiger Gesichtspunkt seiner Ausführungen sind die typischen charakterlichen Merkmale des Handwerksmeisters und seiner Kultur, denn Handwerk war „die Sozialform des ganzen Hauses, eine Einheit von Produktion und Familienleben".

Die Gemeinde Amtzell ist dabei – nach den 3 Mühlen des „Mühlenweges – in der ehemaligen Käserei in Pfärrich ein weiteres Museum herzurichten. Frau de Jans hat dies wissenschaftlich aufgearbeitet und zeigt in ihrem Beitrag, wie Milchprodukte auf den Höfen hauptsächlich für den Eigenbedarf hergestellt und nur im kleinen Rahmen auf den nahegelegenen Märkten zum Verkauf angeboten wurden. Sie beschreibt das wirtschaftliche Auf und Ab der dort in fast 100 Jahren wirkenden Handwerksmeister und deren Abhängig-

keit von äußeren Rahmenbedingungen. Wir sind überzeugt, daß das Museum diesen Teil der Heimat- und Regionalgeschichte erlebnisreich und anschaulich vermittelt wird und wünschen der Gemeinde Amtzell viele Besucher!

Eine andere Periode der Zeit- und Heimatgeschichte beleuchtet der Leutkircher Lehrer Gebhard Blank. Er hat in jahrelanger Kleinarbeit als Vereinsmitglied der „Heimatpflege Leutkirch“ gemeinsam mit Bettina Kahl und Matthias Hufschmid die Geschichte der ehemaligen Munitionsanstalt in Leutkirch Urlau aufgearbeitet und 2007 das Buch „Die Geschichte der Muna Urlau“ veröffentlicht. Seine gesammelten Zeitzeugenberichte von Frauen, die im letzten Krieg in der Muna dienstverpflichtet waren, haben mich besonders berührt, denn sie zeigen, wie das Hitlerregime mit Menschen umging.

Abgerundet wird das Heft durch einen Einblick in die Anfänge der Hexenverfolgung in unserer Region – es fällt wahrlich schwer, dem Leser viel Vergnügen bei der Lektüre zu wünschen!

Nicht vergessen möchte ich die Auszeichnung von Personen, die sich um die Erhaltung bäuerlichen Kulturguts verdient gemacht haben und deren häufig langjährige Leistung wir – wie jedes Jahr – in einer gemeinsamen Feierstunde gewürdigt haben. Wir hoffen, damit einen Beitrag zu leisten, dass Gebäude auch außerhalb des Museums für die Nachwelt erhalten werden!

Wir haben für Sie wieder eine interessante Auswahl von Beiträgen zusammengestellt und hoffen, dass das Heft Ihr Interesse findet. Übrigens: wir freuen uns über Meinungen und Anregungen, Lob und Kritik, Themenvorschläge und neue Mitglieder. Unsere Kontaktdaten finden Sie im Impressum!

Ihr Redakteur
Bernd Auerbach

Ihr 1. Vorsitzender
Karlheinz Buchmüller

Der Handwerker – ein verlorengegangener Berufsstand?

von Frieder Stöckle

Herr Dr. F. Stöckle hat sich bei seiner Tätigkeit am Didaktischen Zentrum der PH Ludwigsburg intensiv mit Handwerk beschäftigt. Er kooperierte dabei mit mehreren anderen Personen unter anderem mit Roland Bauer, einem Fotografen aus Winterberg/Braunsbach (Hohenlohe). In einem Prozess über ein Jahrzehnt suchten sie 30 Handwerker auf und dokumentierten die mündlich erfragten Geschichten.
Roland Bauer hat mehrere Bücher über die bäuerlichen Lebensformen und vier Bände zum vergangenen Handwerk gestaltet (Schmied / Wagner / Küfer / Korbmacher). Die Bilder dieses Artikels entstammen seinen Büchern.

Worin besteht der Wandel? - eine Hinführung zum Thema

Schmied Pfitzenmeier aus Thomashardt steht an der Esse. Seine Hände – wie Werkzeuge – halten ein Stück Eisen... Er sieht sinnend in die Glut und erinnert sich. Leben-? Nun ja, im Wesentlichen Arbeit. Da steht er, der über 80-jährige noch voll Spannkraft und Energie. Und wenn er das glühende Eisen aus der Esse nimmt und den Hammer laufen lässt, sitzt jeder Schlag präzise genau, dort wo er hin soll. Erfahrung und Wissen das gleichsam in den Händen sitzt: Hand-Wissen.

Doch wie arbeiten wir heute:
Virtuelle Welten, verkabelt, vernetzt, digitalisiert, surfend, endlos schleifend im Internet, sind wir dieser Welt des „Alten Handwerks“ – aus der wir kommen – längst entflohen...

Der Wandel hat aber seinen Preis:
Sinnkrisen, Identitätsunsicherheit, Zukunftsängste, ökologische Krise...

Abb. 1: Die Werkstatt eines Schmieds gibt es heute nur noch im Museum – leider nicht bei uns!

Abb. 2+3: Die Arbeit des Schmieds ist reine Handarbeit - Erfahrung und Wissen sitzen gleichsam in den Händen: Hand-Wissen

Bei der Beantwortung der Grundfragen
- wo kommen wir her und
- wo gehen wir hin?
- Kann die Beschäftigung mit der „Kultur des Handwerks“ nützlich sein?

In der Geschichts- und Kulturwissenschaft hat seit einiger Zeit ein so genannter „Paradigmenwechsel“ stattgefunden. Der Blickwinkel auf Geschichte war viel zu lange ein Blick von oben: Dynastien, Kriege, Verträge, Ereignisse ... bestimmten das Interesse. Wo blieben dabei die Menschen, der Alltag?

Häufig genug waren sie ausgeblendet, scheinbar gar nicht existent. Aber genau von dieser Ebene gingen und gehen oft entscheidende Impulse aus, die zu gewaltigen geschichtlichen Veränderungen führten und führen können.

Abb. 4: Das Haus des Korbmachers bringt auch seine geringe soziale Stellung zum Ausdruck; bei ihm waren Wohn- und Arbeitsstätte identisch!

Das veränderte Interesse an Geschichte richtet sich demzufolge:
- auf verschiedene bislang vernachlässigte soziale Gruppen
- auf den Alltag dieser Gruppen
- auf die Arbeits- und Lebensverhältnisse
- auf Sozialpsychologie und Kultur
- auf Mentalitätsausprägungen bestimmter Gruppen

Eine solche, von der Forschung weitgehend vernachlässigte und in sich relativ homogene Gruppe, waren bis vor wenigen Jahren die „alten Handwerker“ – wir sprechen inzwischen von „vergangenem Handwerk“. Von den Medien und der Öffentlichkeit wird kaum wahrgenommen, dass es sie bald nicht mehr geben wird. Es findet derzeit der „letzte Akt“ einer lautlosen Erosion statt. Das „alte Handwerk“ stirbt – zugleich mit seiner derzeitigen „Popularisierung“ durch Werbung und PR-Strategen der City-Marketing-Abteilungen landauf landab. Da hocken die Korbmacher zwischen den Event-Buden und sollen für heimeliche Stimmung sorgen.

Zu den Fotos von Roland Bauer

Über lange Jahre hinweg hat Roland Bauer mit seinem genauen, wie sensiblen Blick Handwerker fotografiert. Fotos, die Roland Bauer macht, sind aber nicht lediglich Wiedergabe oder Abbildung der Wirklichkeit. Vielmehr verweisen seine Bilder auf die sozialen und mentalen Informationen, die in dem vorgefundenen bzw. wahrgenommenen Wirklichkeitsausschnitt gleichsam gestaut sind.

Die Kamera beobachtet und begleitet die Handwerker bei ihren Aktivitäten, wie auch in der Phase der Ruhe. Fokussierend verharrt sie bei den Händen, bei einem Werkzeug oder bei einem Gesicht. Da spürt man wie der Fotograf abgewartet hat, wie er die unsichtbaren Beziehungen und Bezüge der Werkstatt wahrgenommen hat und durch die Fotografie ins Bild bringt.

Die Gesichter! Das sind Gesichter, in denen das Leben am beschränkten Ort eingeschrieben ist. Ein Gesicht das immer dieselbe Gegend, denselben Wald, den selben Acker, die selben paar Menschen und immer die selbe Mühsal sah. Mit dem Verschwinden des Handwerks und mit der Verabsolutierung der Mobilität stirbt diese Gattung Gesichter aus. Das sind Falten, die Lebensspuren bedeuten.

Leben das bestimmt war von Arbeit und Ruhe, Spannung und Entspannung. Diese Gesichter tragen die Signatur von Menschen, die immer wieder den Kampf mit dem Material aufnehmen um daraus mit den Händen Produkte zu formen. Und am Ende der Stolz: wieder geschafft. Bitte, da steht das Fass, der Wagen, das neue Paar Schuhe...

In einer Zeit der Bilderinflation und der Farbkopie wirken die schwarz-weiß-Fotos fast spröde und archaisch. Aber diese Bilder sind genau und sagen deswegen mehr über das Handwerk aus als alle bunten Hochglanzdrucke.

Und: Diese Bilder haben in Ihrer Unmittelbarkeit und Authenizität eine ästhetische Qualität, wie sie Kunstwerken eigen ist. Roland Bauer hat mit seinen Bildern eine eigene Form von Quellen geschaffen und zugleich diesen „Letzten ihrer Zunft“ ein Denkmal gesetzt.

Zu unserer Arbeitsweise

Welche Handwerker sollten es sein? Die Auswahlkriterien waren eher pragmatisch:

- Die Handwerker sollten mindestens 65 Jahre alt sein
- Sie sollten dort arbeiten, wo sie ihr ganzes Leben verbracht hatten: in ihren angestammten Werkstätten
- Sie sollten vorwiegend manuell arbeiten, mit möglichst geringem Einsatz maschinell-technischer Mittel
- Und: sie sollten das, was sie herstellten, auch tatsächlich verkaufen. Uns war ihr Eingebundensein in den dörflichen oder städtischen Arbeits- und Lebenszusammenhang wichtig.

Für das alte Handwerk bedeutet dies: die alten Meister aufsuchen, einen Kontakt herstellen, sie zum Sprechen, zum Erinnern bringen. Nicht immer eine leichte Sache! Oft geht es nur über „Brückenpersonen", also über Menschen, zu denen der alte Meister Vertrauen hat.

In langen und wiederholten Interviews werden Schicht um Schicht Erinnerungen wach, werden Lebens- und Arbeitswelt lebendig, die längst Geschichte sind. Das lebensgeschichtliche Interview wird zum Transportweg, der zurückführt in die Welt des alten Handwerks. Fremde Stationen tauchen auf, deren „Grammatik" erst gelesen werden will... Eine Lebenswelt des ganzen Hauses wird sichtbar, wo Arbeiten und Leben offenbar noch nicht getrennt waren. Die „Fragen" dürfen nicht einengen sonst versiegt unter Umständen rasch der Strom der Erinnerungen.

Vielmehr sind es offene Fragen, manchmal bloß Impulse, die die Erinnerungen in Gang bringen, z.B. eine alte Bandsäge, ein Werkzeug, Wörter oder Begriffe, die emotional aufgeladen sind und die Episoden und Geschichten auslösen.

Die in den Interviews eingelagerten „historischen und kulturell-mentalen Tatsachen" müssen in einer anschließenden verstehenden Interpretation herausgearbeitet werden.

Abb. 5: Man konnte die Schmiede, Wagner und Küfer in Dorf und Stadt hören, sehen und riechen: die typischen Arbeitsgeräusche, das Hämmern auf dem Amboss in der Schmiede

Noch bis lange nach dem 2. Weltkrieg konnte man sie hören, sehen und riechen: Die Schmiede, Wagner, Küfer in Dorf und Stadt. Alle Sinne haben sie beschäftigt, die typischen Arbeitsgeräusche, das Hämmern auf dem Amboss in der Schmiede, die dumpfen Schläge auf die Fassdauben beim Küfer und das Geräusch schlitzender Späne beim Wagner.

Material und Produkte waren präsent im Dorf. Daubentürme markierten die Lage der Küferwerkstatt. Stapel von Speichenhölzern, die Arbeitsstätte des Wagners, und immer lag ein brenzliger Geruch in der Luft. Der typisch beißende Qualm, ein Gemisch aus Rauch, angesengten Hölzern vom Kohlefeuer der Esse und verbranntem Horn vom Beschlagen der Pferdehufe, waberte durch die Straßen und meldeten die Präsenz der Handwerker.

Worin bestand das Wesen des früheren Handwerks?

Es war eine umfassende materielle Kultur. Eine Sozialform des „ganzen Hauses" = Einheit von Produktion und Familienleben! Familie, sowie Aufnahme von Arbeitskräften in den Haushalt. Leben und arbeiten gehörten zusammen. Das System des „ganzen Hauses" bestimmte auch die Sozialform. Handwerksarbeit war im Normalfall an eine Werkstatt gebunden. Die Einheit von Wohn- und Arbeitsstätte war eng. Im Extremfall waren beide identisch (Korbmacher, Schuhmacher, Schneider).

Bis Ende des ersten Drittels im 19. Jhd. Waren die Lebensverhältnisse im Handwerk relativ stabil (1830). Nach der so genannten „Gewerbefreiheit" setzte eine grundlegende Veränderung ein. Eine

Abb. 6: Gearbeitet wurde nicht „auf Halde", sondern nur „auf Bestellung"

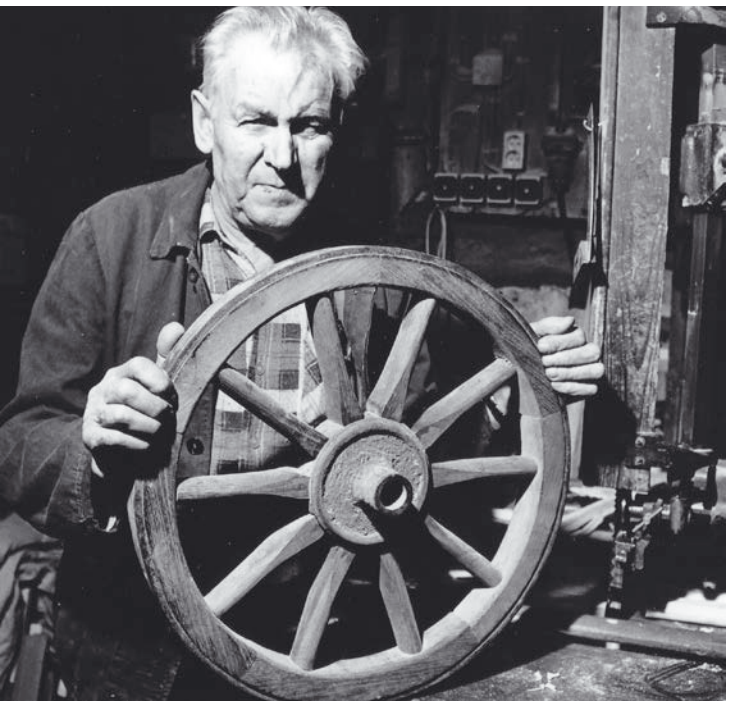
Vielzahl von Handwerken /Gewerbe sorgten dafür, dass der Bedarf an Gütern stets gedeckt wurde.

Die Ausbildung im Handwerk war lang und differenziert: 3 Jahre Lehrzeit, Wanderzeit (Walz) „Muthzeit" (eine gewisse zusammenhängende Zeit bei einem Meister aushalten) schließlich Meisterstufe. Über die Organisation wachten in vorindustrieller Zeit die Zünfte.

Ziel war im alten Handwerk die Sicherung eines traditionell herausgebildeten Lebensniveaus = Es galt das „Prinzip der Nahrung". Nicht Arbeit auf Halde, sondern eher auf konkrete Bestellung. Speziell auf dem Dorf dominierte die kleinbetriebliche Produktion. Dorfhandwerk wurde häufig von Alleinmeistern betrieben. War Hilfe notwendig, musste die Frau einspringen.

Der Produktionsvorgang hatte immer ganzheitlichen Charakter. Der Grad der Arbeitszerlegung war im Allgemeinen gering. Aus der Ganzheitlichkeit des Produktionsvorganges (beim Küfer waren es von der Daube bis zum fertigen Fass über 50 Arbeitsschritte) entwickelte der Meister immer wieder die Motivation. Die Arbeitsschritte führten zu einem Ziel, das unmittelbar anschaulich war. Das Produkt wurde gebraucht: ob Axt, Fass oder hölzerner Wagen.

Handwerker lebten in ihrer Arbeit – ähnlich wie Bauern – im Rhythmus einer zyklischen Zeitwahrnehmung: wie im Naturkreislauf bestimmt die Wiederholung den Produktionskreislauf. Die Dauben brauchen zwei Jahre zum Trocknen. Ein 300-Liter-Fass mit seinen vielen Arbeitsschritten eine Woche. Das Fügen der Dauben eineinhalb Tage. Immer derselbe Rhythmus, die bekannte Arbeitsfigur. Jedes neue Produkt entsteht im zyklischen Prozess der sich wiederholenden Zeitwahrnehmung. Man kann sich gut vorstellen, wie diese zyklische Zeitwahrnehmung den Alltag strukturiert und stabilisiert hat! Durch diese Lebensweise bildeten sich Charakterzüge heraus, die bei allen Handwerkern vor zu finden waren und von denen hier nur drei aufgeführt werden sollen:



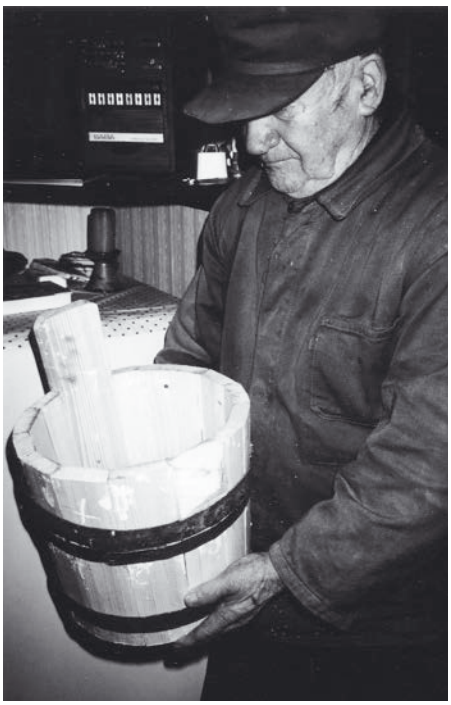


Abb. 7+8+9: Die Arbeitsschritte führten zu einem unmittelbar anschaulichen und nützlichen Ergebnis; das Produkt wurde gebraucht: ob Fass, Töpfe oder hölzerner Wagen. Dies führte beim Handwerker zu einem ausgeprägten Stolz auf sein Produkt

1. Das sprichwörtliche Selbstbewusstsein:
Das Wissen um die eigenen Fähigkeiten, die zumeist positive Rückmeldung seitens der Kundschaft und der Stolz auf das gelungene qualitätsvolle Produkt, führten zu dem Selbstbewusstsein der Handwerker. Handwerkerstolz ist jene Identitätssicherheit, die aus der Arbeit und der sozialen Bestätigung erwächst und den Menschen bis ins hohe Alter stabilisiert. Dies ist wohl jenes Mentalitätsmerkmal, das sich lebenslänglich gebildet und erhalten hat und die Selbstwahrnehmung entscheidend prägte.

Bei allen untersuchten Meistern ließ sich dieser Stolz auf die eigenen Leistungen feststellen. Zweifel, Unsicherheit der eigenen Tätigkeit gegenüber, sind nicht vorstellbar. Da dieses Selbstbewusstsein aber unmittelbar an die dauernde Produktion handwerklicher Güter gebunden ist, fällt es in sich zusammen, wenn der Handwerker – etwa durch Krankheit –gezwungen wird, mit der Arbeit aufzuhören.

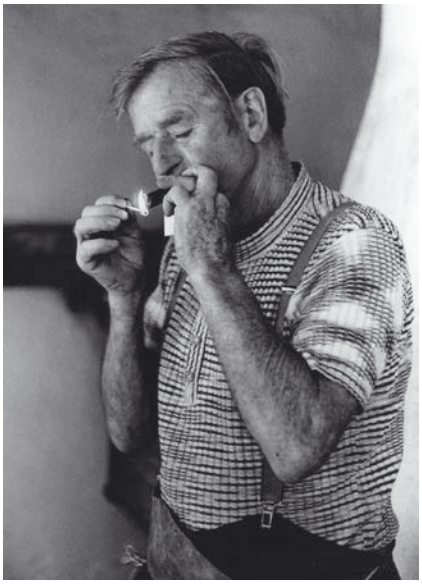


Abb. 10+11+12: Die Qualität der handwerklich hergestellten Produkte führte unmittelbar zur Zufriedenheit mit dem Produkt und darüber hinaus zu einem ausgeprägten Selbstbewusstsein, das sich auch in den Bildern niederschlägt!

2. Die Ritualisierung des Verhaltens:
Das Verhalten der Handwerker war stark nach außen bestimmt. Vielfach wurden Normen und Verhalten kontrolliert und rhythmisiert. Die Einschnitte (Gesellen- / Meisterprüfung) hatten häufig den Charakter von Riten. Orientierung und Sinn mussten nicht mühsam erzeugt werden, sondern waren in diesen ritualisierten Verhaltensformen jederzeit vorhanden. Nach innen hatten sie die Funktion der Integration.

Jedes Handwerk hatte eine Vielzahl von ritenähnlichen Verhaltensweisen, die in bestimmter Weise jeweils für das einzelne Handwerk typisch waren. Darüber hinaus gab es Sitten und Bräuche, die im Handwerk insgesamt galten. Das dieses ritualisierte Verhalten auch zur Unbeweglichkeit und Enge neigte, ist plausibel.

3. Die Traditionsorientierung:
Im Handwerk ist durchgängig eine starke Traditionsorientierung. Sie resultiert aus den oben entwickelten Mentalitätselementen. Viele Handwerker zeigen sich nicht innovationsoffen, sondern bleiben beim Herkömmlichen, manchmal bis zum Starrsinn. Diese Traditionsfixierung hat einerseits eine starke stabilisierende Seite. Andererseits führt sie zu Verhaltensmustern, die zum Engstirnigen und Kleinkarierten neigen. Da man sich nicht am Neuen orientierte, bildete sich ein kollektiver Grundzug, der zum „Strukturkonservatismus“ neigte.

Grundsätzliche Unterschiede zwischen früher und heute

Indem wir die Handwerker besuchten und in ihre spannende Welt eindrangen lernten wir von ihnen, lernten auch, uns selbst neu und anders wahrzunehmen. Wir kontrastierten „ihre“ Welt mit der unsrigen und kamen zu interessanten Beobachtungen. Hierzu ein Beispiel im Hinblick auf Arbeit im Alter:

Die alten Handwerker kennen zum Beispiel die klassische Drei-Phasen-Lebensgestaltung (Ausbildung – Erwerb und Ruhestand) nicht. Sie kennen eine kurze Ausbildungsphase und danach folgt ein Arbeitsleben, das erst mit dem Tod zu Ende ist. Sie arbeiten buchstäblich bis zum letzten Tag.

Dabei sind sie energiegeladen, selbstbewusst und stolz auf ihre immer wieder neu hergestellten Pro-

Abb. 13: Die starke Traditionsorientierung der Handwerker zeigt sich auch im Gesellenbrief; man orientiert sich nicht an Neuem, sondern am traditionell Althergebrachten

dukte. Sie bekommen ständig Rückmeldung aus dem Dorf, der Nachbarschaft, sind sozial und kommunikativ eingebunden und erleben sich als wichtiges Mitglied der Lebensgemeinschaft ihres Ortes. Und das bis ins hohe Alter.

Und wie ist das heute bei uns? Wie geht es vielen Ruheständlern und Rentnern?
Viele haben schon mit 65 keine rechte Perspektive mehr und leiden darunter! Es wird deutlich: Zwischen Alter und Arbeit, Alter und Gebrauchtwerden, Alter und Identität und positiver Selbstwahrnehmung gibt es keinen Zusammenhang. Diese Beobachtung konnten wir durchgängig machen. Das müsste eigentlich Konsequenzen haben für unsere Sozialpolitik im Hinblick auf die „Altersgestaltung"!

Und welches sind die charakteristischen Merkmale eines Handwerkers?

1. Ausdauer und Arbeitsfleiß bis zur Beharrlichkeit:
Alle Handwerker bringen intensiven Arbeitseinsatz und eine enorme Ausdauer mit. Aufgeben in schwierigen Situationen gibt es nicht. Typisch ist ein Ausspruch des Küfers Albert Fezer aus Habersbronn: „Wenn es nicht so herum geht, dann eben anders herum. Gehen muss es!" Unterliegen würde das Aus bedeuten. Aufgeben das Abgeben der Kundschaft an die Konkurrenz.

Dieser Arbeitsfleiß gepaart mit Einsatzbereitschaft und Härte gegenüber sich selbst hat sich als gewohnheitsmäßiger Wert und damit als funktional erwiesen. Wer nicht bis an den Rand der Leistungsfähigkeit ging, blieb im Konkurrenzkampf auf der Strecke.

So war Küferarbeit beispielsweise „Saisonarbeit": Im Herbst waren massenhaft Aufträge da. Danach nicht mehr. Es musste also darum gehen, in der Zeit der Auftragsschwemme möglichst viel zu arbeiten. Küfer Fezer berichtet von einem 16-18 Stunden Tag und das über einen Zeitraum von drei Monaten hinweg!

2. Ausgeprägtes Planungsverhalten
Handwerker planen mit kühlem Kopf. Ganz gleich ob ein Stück Holz eingeteilt wird oder die Abwicklung eines größeren Arbeitsprozesses: ein ausgeprägtes Planungsverhalten gehört zur Grundausstattung der Handwerkermentalität. Dieses Planungsverhalten begleitet ihn schon während der Lehre und bleibt zentrale Bestandteil der Handwerkerfähigkeit.

Richtig planen spart Kosten und Zeit. Eingesparte Zeit bedeutet Vorteile beim Kunden und letztlich Geld. Bevor der Handwerker mit seiner Produktionsarbeit beginnt, hat er alle Stufen des Fertigungsprozesses antizipiert, Schwierigkeiten und Hindernisse ins Auge gefasst und Maßnahmen zu ihrer Überwindung getroffen. Dieses bewusste Planungsverhalten umfasst die Zeit des Fertigungsprozesses eines einzelnen Produktes, aber auch einen Zeitraum von mehreren Jahren, wenn es zum Beispiel darum geht, die richtigen Hölzer für den Produktionsvorgang zum günstigen Zeitpunkt zu verwenden. Fassdauben sitzen in „Türmen" vor der Werkstatt und können erst nach drei Jahren Trocknungsprozess ver-

Abb. 14+15+16: Küferarbeit war Saisonarbeit: im Herbst waren massenhaft Aufträge da. Es musste also darum gehen, in der Zeit der Auftragsschwemme möglichst viel zu arbeiten; dabei mussten häufig die Ehefrauen der Handwerker helfen

wendet werden. Der Küfer hat alle Zeiten jederzeit im Kopf und kann planend und koordinierend damit umgehen.

3. Sparsamkeit

Die Handwerker gehen mit Material und Werkzeug äußerst sparsam und pfleglich um. Sie sind es gewohnt, auch noch den kleinsten Materialrest auf Brauchbarkeit und Verwendbarkeit hin, zu überprüfen. Material ist kostbar. Verschwendet wird nichts.

Aus diesem Grund sehen Handwerker-Werkstätten manchmal wie Rumpelkammern aus. Überall lagert Material. Für den Fremden ein Chaos. Für den Meister ein geordnetes Environment, in dem er mit traumwandlerischer Sicherheit schaltet und waltet. Jedes Stück, das an der Werkstattwand lehnt, vielleicht schon mit Spinnweben überzogen ist, kann eines Tages genau in dieser Größe benötigt werden. Darum werfen die Meister kaum etwas weg.

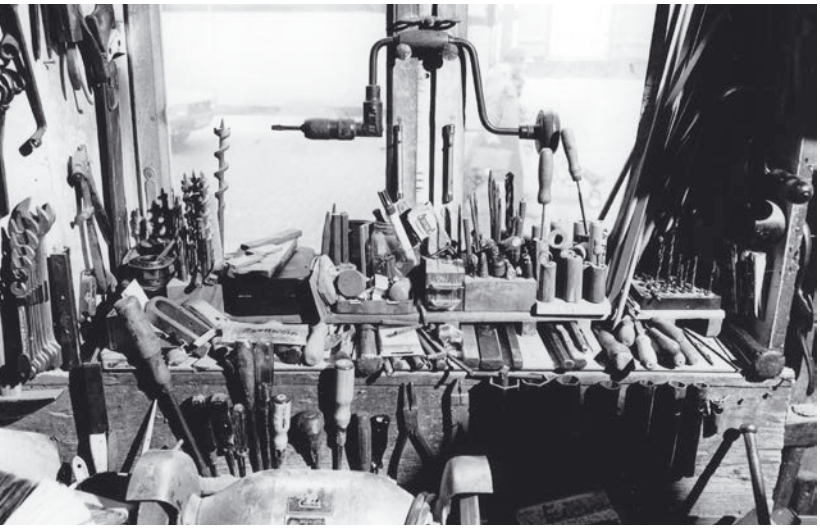


Abb. 17+18: Der penible Ordnungssinn von Küfer (links) und Wagner (unten) diente nicht nur dazu, jedes Werkzeug zu jeder Zeit griffbereit zu haben. Er fand auch seinen Ausdruck bei der Arbeitszeit, den Mahlzeiten und der Rechnungsstellung

Abb. 19+20: Der Handwerker arbeitet auf dem Weg zum fertigen Produkt zielorientiert, löst die Detailprobleme und gibt nie auf

Diese Sparsamkeit ist natürlich auch ein Überbleibsel aus der Erfahrung der „Mangelgesellschaft“, wo oft genug gar kein Material zur Verfügung stand. Im „kollektiven Unbewussten“ ist diese Erfahrung gespeichert, deshalb ist Sparsamkeit ein Grundgebot des handwerklichen Arbeitens.

4. Penibler Ordnungssinn:

Die zum Teil schwierigen und komplexen Arbeitsprozesse im Handwerk sind ohne einen ausgeprägten Ordnungssinn nicht zu meistern. Jedes Werkzeug muss jederzeit griffbereit sein, um nicht unnötige Zeitverluste in Kauf nehmen zu müssen. Das führte im Laufe der Zeit zu dem Mentalitätsmerkmal eines fast rigiden Ordnungssinns.

Das Ordnungsverhalten betrifft nicht nur Material und Werkzeug: jedes Werkzeug jederzeit an seinem Ort vorzufinden, auch das soziale Bezugsfeld wird im Zeichen dieses Ordnungssinns gesehen. Zeiten sind genau einzuhalten. Es ist selbstverständlich, dass die Lehrlinge und Gesellen nicht zu spät zur Arbeit kommen, dass das Mittagsessen zur genau festgesetzten Zeit auf dem Tisch steht und dass der Kunde pünktlich zahlt.

Die Verhaltenserwartungen gegenüber der sozialen Umwelt hinsichtlich der Ordnungsmuster können für die Beteiligten ein hohes Maß an Einschränkung und Unfreiheit bedeuten. Für die alten Meister sind sie selbstverständlich.

Auch hier lassen sich die Wurzeln bis zurück in die Zunftzeit verfolgen. Jede Werkstatt, ja sogar jedes Werkzeug wurde der Kontrolle durch die Zunft unterzogen. So genannte „Beschaumeister“ hatten das Recht, jederzeit die Werkstätten, die Qualität der Produkte und das zunftgemäße Führen der Werkstatt zu kontrollieren. Für alles und jedes gab es Gebote, Verbote, Richtlinien des Verhaltens.

Setzte der Meister andere Werkzeuge ein, mit denen er einen Arbeitsvorgang leichter und effektiver durchführen konnte, musste er damit rechnen, von der Zunft bestraft zu werden, im schlimmsten Fall „wurde ihm das Handwerk gelegt“. Es wurde von der Zunft (und damit vom Beruf) ausgeschlossen.

5. Zielorientiertheit:

Auf dem Weg zum Produkt, im Überwinden vieler kleiner Detailprobleme lernt der Handwerker, konsequent zielorientiert zu arbeiten und zu handeln. Nie verliert er sein Ziel aus den Augen oder gibt bei Schwierigkeiten klein bei. Diese Zielorientiertheit bringt es mit sich, dass Varianten, alternative Möglichkeiten, in der Regel nicht mitbedacht – oder wenn sie gedacht oder angeboten werden – nicht vollzogen werden.

Der „richtige“ Weg ist über die Tradition vorgegeben. Dass hierbei veraltete Ziele mit sich wandelnden Bedürfnissen der sozialen Umwelt kollidieren können, bringt den alten Meister in der Regel nicht dazu, seine Ziele neu zu überdenken. Unbeweglichkeit ist eine durchgehende Grundierung in der Mentalität der alten Meister.

6. Qualitätsbewusstsein

Für die Handwerker ist höchste Sorgfalt beim Arbeitsprozess der Normalfall. Dieses Qualitätsbewusstsein hat mit der historisch weit zurückliegenden Kontrolle durch die Zunft ebenso zu tun, wie auch mit der „Rückmeldung“ durch den Kunden. „Murkser und Pfuscher“ waren im Handwerk verpönt und wurden stigmatisiert. Nur eine zufriedene Kundschaft war ein dauerhafter Garant für Arbeit und Auskommen.

Die Kundschaft „kannte“ den Meister. Verlässlichkeit in der Qualität war selbstverständlich. Tief verinnerlicht ist auch das Bewusstsein eines enormen Konkurrenzdrucks. In Zeiten der Mangelgesellschaft waren die Handwerke in der Regel „überbesetzt“ – es gab jeweils zu viele am Ort. Dies führte dazu, dass

Abb. 21+22+23: Für den Handwerker ist höchste Sorgfalt beim Arbeitsprozess der Normalfall. Dieses Qualitätsbewusstsein hat seine Ursache in der historisch weit zurückliegenden Kontrolle durch die Zunft. Das Ergebnis sind dann Produkte, die häufig „ein Leben lang halten“

nur diejenigen Handwerker ein gutes Auskommen hatten, die entsprechende Qualität lieferten.

7. Lernen

Im Handwerk wird durch Beobachtung und „Machen“ gelernt. Nicht durch Theorie und Bücher. Machen, Tun, Nachahmen, Üben, führen schließlich zu jener selbstverständlichen Arbeitssicherheit, die außerhalb des Handwerks kaum anzutreffen ist.

Da dieses imitative und repetitive Lernen (Beobachten/Nachahmen und Wiederholen) in der Regel völlig kritiklos vonstatten ging, der Lehrling übernahm, was Geselle bzw. Meister vormachten, bildeten sich quasi natürliche, gewohnheitsmäßige Wert- und Verhaltensmuster aus, die unbewußt das soziale Handeln und die Wahrnehmung bestimmten.

Abb. 24: Ein von Generation zu Generation weitergeführter Betrieb oder die durch Standortfaktoren notwendige Ansammlung mehrerer Betriebe an einer Stelle konnte auch zum Namensgeber von Straßen und Gassen werden

8. Autoritäre Grundhaltung:

Im Handwerk ist überwiegend eine autoritär-patriarchalische Haltung anzutreffen. Es wird nicht „diskutiert“. Anordnungen werden befolgt, nicht zur Diskussion gestellt. Weil alles im Betrieb (und häufig auch im Haushalt) auf den Meister zuläuft, von ihm kontrolliert und bewertet wird, bekommt eine überragende Stellung.

Nur der Meister verfügte über die Erfahrung, beispielsweise des richtigen Zuschnitts. Diese Erfahrung konnte durch nichts ersetzt werden. Dies führte im Laufe der Zeit zu einer autoritär-patriarchalischen Grundhaltung, die eher am Beharren als an Neuem bzw. an einer Veränderung interessiert war.

Abb. 25: Manche Arbeitsvorgänge fordern auch den Meister heraus!

Abb. 26: Der Schuhmacher in seiner Werkstatt

Viele dieser Mentalitätsmerkmale haben sich in Oberschwaben erhalten und sind nach wie vor Merkmale der Menschen. Erfindungsreichtum, Innovationsbereitschaft, Beharrlichkeit, Solidität – alles Merkmale, die sich aus dem Handwerk entwickelt haben!

Ich hoffe, dass ich aufzeigen konnte, dass der Blick auf Handwerkertugenden nichts mit Nostalgie zu tun hat, sondern eine Auseinandersetzung mit unseren kulturellen Wurzeln darstellt. ■

Die Käserei in Pfärrich

von Britta De Jans

Ein Gebäude des technischen Denkmallehrpfades der Gemeinde Amtzell

Die Entwicklung der Milchwirtschaft im Allgäu vollzog sich mit dem Strukturwandel ab der Jahrhundertwende, als sich der Schwerpunkt der Landwirtschaft vom Ackerbau auf die Grünlandwirtschaft verlagerte. Gründe dafür waren unter anderem die klimatischen Bedingungen, die für den Getreideanbau ohnehin nicht günstig waren und die Möglichkeit der Einfuhr von billigerem Getreide aus dem Ausland. Innerhalb dieses Gefüges wurde die Milchwirtschaft nun zum neuen Haupterwerbszweig der Landwirtschaft.

Trotz der jahrhundertelangen milchwirtschaftlichen Tradition wurden Milchprodukte hauptsächlich für den Eigenbedarf auf den Höfen hergestellt und nur im kleinen Rahmen und Radius, wie etwa auf den nahegelegenen Märkten, zum Verkauf angeboten. Ein entscheidender Faktor für die neue Einnahmequelle Käse war allerdings der Ausbau des Schienennetzes der Eisenbahn im Zeitraum von 1850 bis 1880 in den Regionen Allgäu und Oberschwaben. Nun entfiel die Beschränkung der Produktion von Milcherzeugnissen auf Grund ihrer geringeren Haltbarkeit und somit auch Lagerfähigkeit, da die hergestellte Ware mittels des neuen Schienenverkehrs schnell auf auswärtigen Märkten abgesetzt werden konnte. Durch die Erschließung dieses neuen Absatzmarktes und der steigenden Nachfrage, besonders in den Städten, musste jedoch zur Bedienung des Marktes die Milchmenge gesteigert und die Verarbeitung rationalisiert werden.

Abb. 1: Das Käsereigebäude

Abb. 2: Der Eingangsbereich

Gründung und Bau der Käserei in Pfärrich

Vor diesem Hintergrund muss auch die Errichtung der Käserei in Pfärrich gesehen werden. Und obwohl es im Umkreis bereits einige kleinere Käsereien gab, war es für die in und um Pfärrich ansässigen Bauern nicht immer leicht ihre Milch zur Weiterverarbeitung in die benachbarten Käsereien wie beispielsweise nach Untermatzen oder nach Bichel zu transportieren. Besonders im Winter war es oft ein beschwerlicher Weg, der den Wunsch nach einer eigenen Käserei weckte.

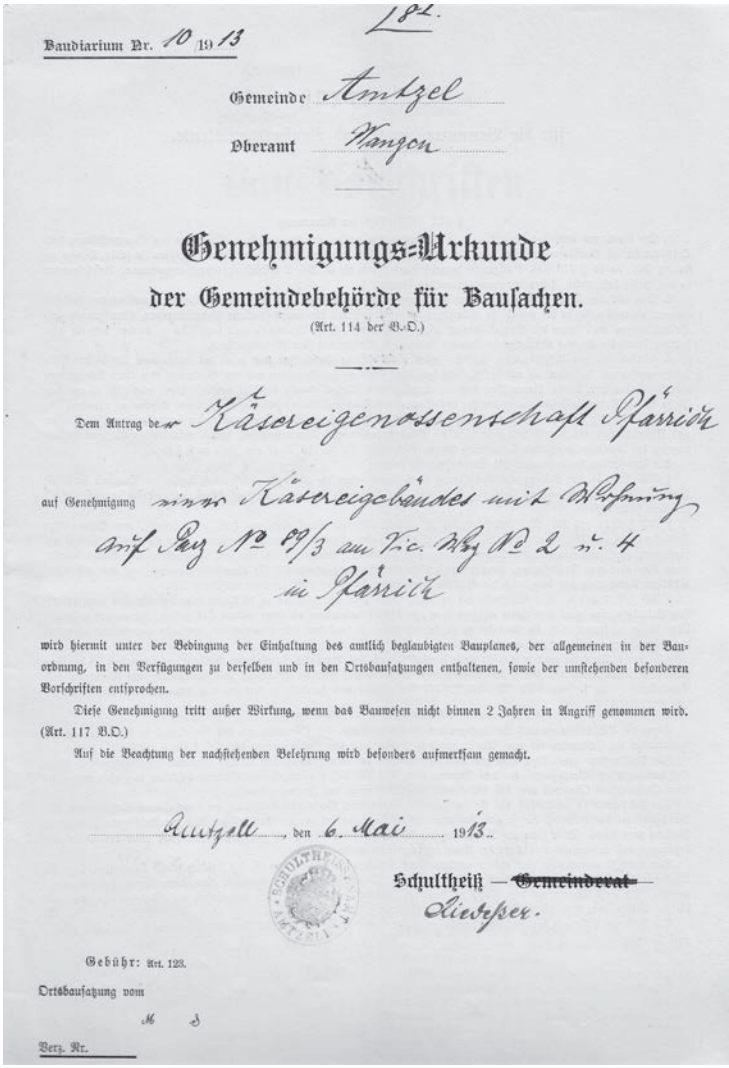
1913 wurde die Idee einer auf genossenschaftlicher Grundlage basierenden Käserei verwirklicht. Gründungsmitglieder waren 14 Landwirte der näheren Umgebung. Namentlich waren es Johann Baptist Rundel, der Wirt in Pfärrich, Mathias Abler aus Pfärrich, der Bauer Heim aus Weißenbach, aus Unteribele Josef Gomm, Josef Nonnenmacher, Josef Fricker und Johann Baptist Blattner aus Obermatzen, Johann Baptist Schultheiß aus Neuhaus, Georg Kolb, Matthäus und Franz Rothenhäusler aus Hübschenberg sowie aus Pfärricher Höfe Johann Baptist König und der Bauer Vogel.

Über die Umstände der Gründung dieser landwirtschaftlichen Genossenschaft ist kaum etwas bekannt, auch liegt zum jetzigen Zeitpunkt keine Gründungsurkunde vor, was allerdings nicht verwunderlich erscheinen mag, da es oft sogenannte „wilde“, nicht in das Genossenschaftsregister eingetragene Vereinigungen waren, die erst später in eingetragene Genossenschaften mit beschränkter oder unbeschränkter Haftung umgewandelt wurden.

Im Frühjahr 1913 wurde, vertreten durch den Wortführer der Käsereigenossenschaft, Johann Baptist Rundel, das Gesuch über den Bau eines Käsereigebäudes mit angeschlossener Wohnung auf der Parzelle 89/3 in Pfärrich beim Oberamt Wangen eingereicht. Die Höhe der Baukosten wurde auf 12.000 Mark beziffert, als Bauhandwerker der Zimmermeister Prinz aus Amtzell sowie der Maurermeister Karg aus Maria-Thann benannt. Anfang Mai desselben Jahres wurde dann die Genehmigungsurkunde der Gemeindebehörde für Bausachen vom Schultheiß Riedesser unterzeichnet. Somit stand dem Bau einer Käserei in Pfärrich nun nichts mehr im Wege. Über die Finanzierung des Vorhabens ist nichts bekannt. Mit großer Wahrscheinlichkeit wurde der Hauptanteil der Kosten durch die Mitglieder in Eigenleistung erbracht, die verbleibenden Baukosten und die der Einrichtung wohl unter den Beteiligten aufgeteilt.

Die Geschichte der Käserei

Nach Errichtung des Gebäudes mit Wohnung wurde bis 1920 ein Käser namens Scheerer im Auftrag der Genossenschaft verpflichtet, die aus den umliegenden Höfen abgelieferte Milch zu verarbeiten. Er bekam dafür im Gegenzug Lohn sowie freie Unterkunft in der im Obergeschoss integrierten Wohnung.



Baudiarium Nr. 10/1913

Gemeinde Amtzel

Oberamt Wangen

Genehmigungs-Urkunde

der Gemeindebehörde für Bausachen.

(Art. 114 der B.-O.)

Dem Antrag der Käsereigenossenschaft Pfärrich

auf Genehmigung eines Käsereigebäudes mit Wohnung auf Parz. No 89/3 am Vic. Weg No 2 u. 4 in Pfärrich

wird hiermit unter der Bedingung der Einhaltung des amtlich beglaubigten Bauplanes, der allgemeinen in der Bauordnung, in den Verfügungen zu derselben und in den Ortsbausatzungen enthaltenen, sowie der umstehenden besonderen Vorschriften entsprochen.

Diese Genehmigung tritt außer Wirkung, wenn das Bauwesen nicht binnen 2 Jahren in Angriff genommen wird. (Art. 117 B.O.)

Auf die Beachtung der nachstehenden Belehrung wird besonders aufmerksam gemacht.

Amtzell, den 6. Mai 1913.

Schultheiß — ~~Gemeinderat~~ Riedesser.

Gebühr: Art. 123.

Ortsbausatzung vom

M S

Verz. Nr.

Abb. 3: Die Genehmigungsurkunde zum Baugesuch der Käserei vom 06. Mai 1913

Der Käsehandel wurde von der Genossenschaft, wahrscheinlich von einem eigens dafür bestimmten Mitglied, organisiert und betrieben.

1920 wurde Scheerer durch das Ehepaar Kurz abgelöst. Die unabhängig arbeitenden Unternehmer brachten erhebliche Neuerungen mit sich. Die Milch, den natürlichen saisonalen Schwankungen unterliegend, wurde nun nicht mehr zu einem festgesetzten Preis abgenommen. Monatlich wurde der Milchpreis in Abhängigkeit von der Qualität neu festgelegt und am Ende jeden Monats das Milchgeld nach Abrechnung der Ehefrau des Käsers ausbezahlt.

Auch in der Käseherstellung gab es nun Änderungen. Wurde zuvor nur der Emmentaler Käse hergestellt, begann der Käser nun zusätzlich mit der Herstellung von Romadur, einem Weichkäse, der im Unterschied zum Emmentaler technisch einfacher und billiger herzustellen war. In kurzer Zeit kam das Ehepaar zu kleinem Wohlstand, wozu aber auch der unermüdliche Arbeitseinsatz der beiden Eheleute beitrug. Da täglich Milch geliefert wurde und dieses leicht verderbliche Produkt, angesichts der unausgereiften Kühlungssysteme, schnellstmöglich verarbeitet werden musste, gab es weder Sonn- noch Feiertage. Herr Kurz war für das Käsen, seine Frau für die leichteren Arbeiten bei der Käse- und Butterproduktion und Waschen der Arbeitsmaterialien zuständig.

1929 wurde ein Antrag zur Erweiterung des Käsereigebäudes durch Anbau eines zusätzlichen Käsekellers bei der zuständigen Behörde im Namen des Milchwirtschaftlichen Vereins Pfärrich eingereicht. Durch diesen Anbau sollte die Produktionssteigerung möglich gemacht werden. Jedoch kam es immer wieder zu Meinungsverschiedenheiten. Die Vergrößerungsabsichten, das Milchgeld und auch die zu geringe aus der Umgebung angelieferte Milchmenge trugen ihren Teil dazu bei, dass sich die, an der Unternehmung Beteiligten nicht mehr einig werden konnten. Der Käser Kurz kündigte daraufhin seine Stellung und übernahm die Leitung einer anderen Käserei in einer Nachbargemeinde. Als kurzfristige Not- und Übergangslösung wurde ein Mann namens Böck mit der Milchverarbeitung betraut.

In den vier folgenden Jahren, von 1934 bis 1938, wurde der Käser Müller eingestellt. Trotz seines Geschicks bei der Milchverarbeitung kündigte man ihm. Einer der Gründe dafür mag wohl die Größe seiner Familie gewesen sein, da diese freie Kost in Bezug auf die in der Käserei hergestellten und vorrätigen Produkte bekam.

Durch einen Zufall war aber bereits ein Nachfolger für Müller gefunden. Ein Käser namens Röck aus Wiggersbach bei Kempten brach sich vor dem Haus des Geiselharzer Käsereibesitzers Anselm Schmid bei einem Fahrradunfall das Bein. Schmid leistete Hilfe und da er um die Situation in Pfärrich wusste, stellte er den Kontakt zu den dortigen Mitgliedern der Genossenschaft her.

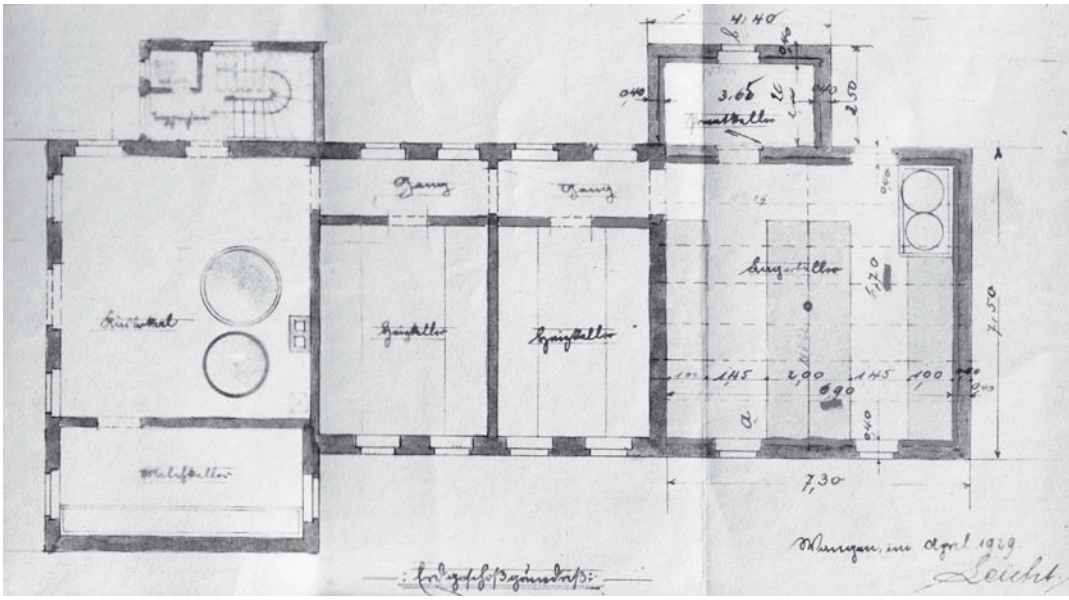


Abb. 4: Der Grundriss des Erdgeschosses vom Käsereigebäude (1929)

Röck wurde die Stelle des Käsers angeboten, er nahm an und begann 1938 in der Pfärricher Käserei zu arbeiten. Nach seiner Heirat 1941 betrieb er gemeinsam mit seiner Frau, Antonie Röck, geborene Schlichte aus Untermatzen, die Käserei bis zur Stilllegung im Jahr 1968.

Das Gebäude und die Käseherstellung

Die Käserei wurde bereits im Baugesuch von 1913 in zwei Gebäudeteile untergliedert. Zum einen der obere Wohntrakt, der dem Käser samt Familie kostenlos überlassen werden konnte, zum anderen die eigentliche Käserei mit ihren Fertigungs- und Lagerräumen im Erdgeschoss.

1913 umfasste die Käserei einen großen Produktionsraum, das Käselokal, in dem die Milch verarbeitet wurde, daran angeschlossen der Milchkeller wie auch einen Lagerraum für den Käse. 1929 wurde das

Gebäude um einen weiteren Lagerraum mit gleicher Dachflucht vergrößert.

Im Jahre 1939 wurde der Antrag zur Erweiterung des Gebäudes um einen Heizraum bewilligt.

Mit Einbau des großen Dampfkessels, Baujahr 1938, der Firma Eisenwerk Theodor Loos GmbH aus Gunzenhausen wurden die gemauerten Öfen überflüssig, auf denen die Kessel zur Milcherhitzung standen und die direkt mit Holz oder Kohle befeuert werden mussten. Dies war zusätzlich eine Erleichterung, da es nun einfacher war, die Milchkessel mit dem Dampf des Heizkessels auf die unterschiedlichen Temperaturen auf zu heizen. Die zur Lagerung dienenden Keller wurden weiterhin mit einem Ofen beheizt, um die notwendigen Raumtemperaturen konstant halten zu können.

Trotz der diversen Ein- und Umbauten im Gebäude blieb die Käseherstellung jedoch Handarbeit. Nachdem die Landwirte morgens und abends ihre Milch bei der Käserei ablieferten, wurde die Milch hinsichtlich ihrer Qualität vom Käser überprüft, gesiebt und gewogen. Daraufhin wurde die abgelieferte Menge in die Milchkarte eingetragen, um am Monatsende das Milchgeld auszahlen zu können.

Bereits vor dem Käsen wurde die Milch entrahmt und ein Teil davon zu Butter weiterverarbeitet. Der andere Teil wurde im Kessel mit Milchsäurebakterien und Lab, einem Enzym aus dem Kälbermagen, erhitzt, um in der Ruhephase gerinnen zu können. Im weiteren Verlauf und durch Umrühren mit der Käseharfe entstanden kleine Käsekörner, die durch abermaliges Erwärmen kleiner und trockener wurden. Zurück blieb die Molke, die den Bauern als Futtermittel für die Schweine wieder mitgegeben wurde. Nach mehrmaligen Umrühren und Prüfen der Konsistenz der Käsemasse wurde diese dann mittels eines Tuches aus dem Kessel gehoben und in die Form des späteren Laibs gepresst, um unter Druck die restliche Molke abzugeben. Das darauffolgende Salzbad entzog dem Laib erneut Wasser, gleichzeitig aber bildete sich, unter Aufnahme des Salzes eine erste Rindenschicht. Nach Lagerung wurde der Laib in den Gärkeller verbracht. Hier wurde, durch die konstant warme Temperierung des Raumes der Gärprozess ausgelöst, bei dem auch die Löcher im Emmentaler entstanden. Bei permanenter Pflege im Gär- wie auch im Lagerkeller, erfolgte hier die endgültige Reifung des Käses.

Das Ende der Käserei

Wurden vor dem Zweiten Weltkrieg etwa 480.000 bis 500.000 Liter Milch jährlich zu ungefähr 600 Emmentaler Käselaiben und etwa 9.000 Kilo Butter verarbeitet, sank die Milchanlieferung in den Notjahren nach dem Krieg auf etwa 270.000 Liter und gelangte erst 1951 wieder auf Vorkriegsniveau.

Abb. 5: Das Firmenschild des Ofens der Firma Eisenwerk Theodor Loos GmbH aus Gunzenhausen

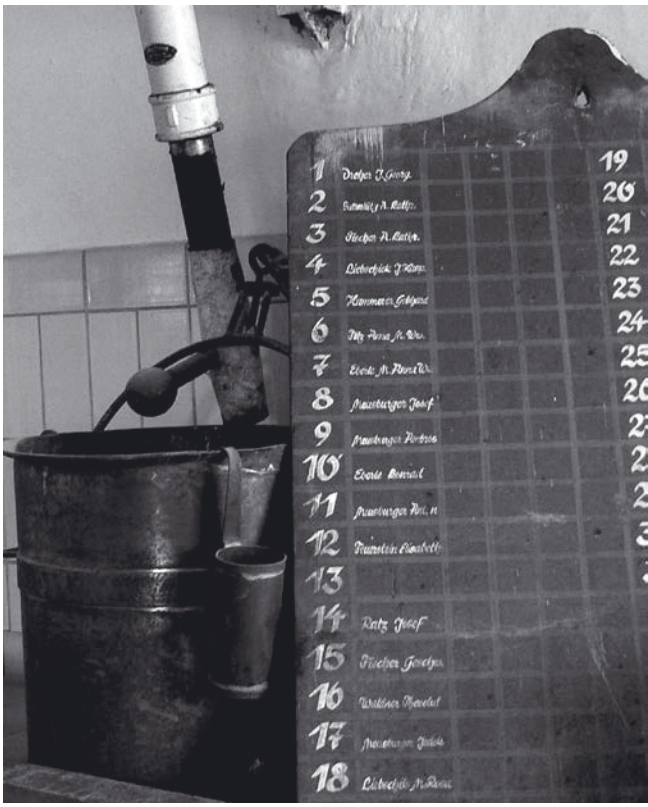


Abb. 6: Die Milchlieferliste

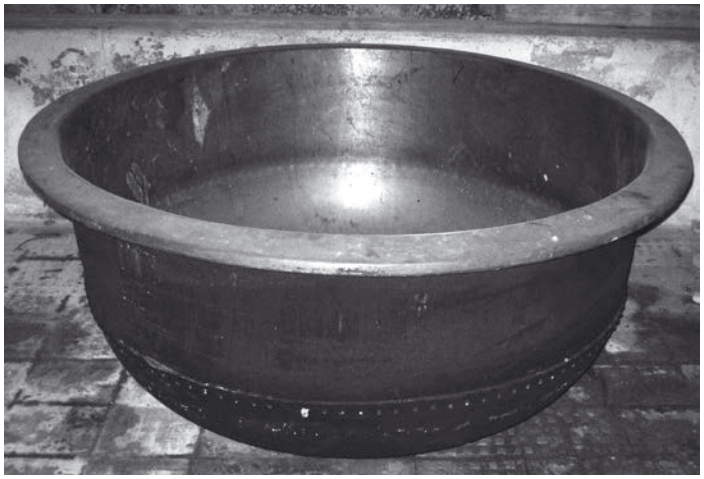


Abb. 7: Einer der Kupferkessel, in dem die Milch zur Weiterverarbeitung erhitzt wurde

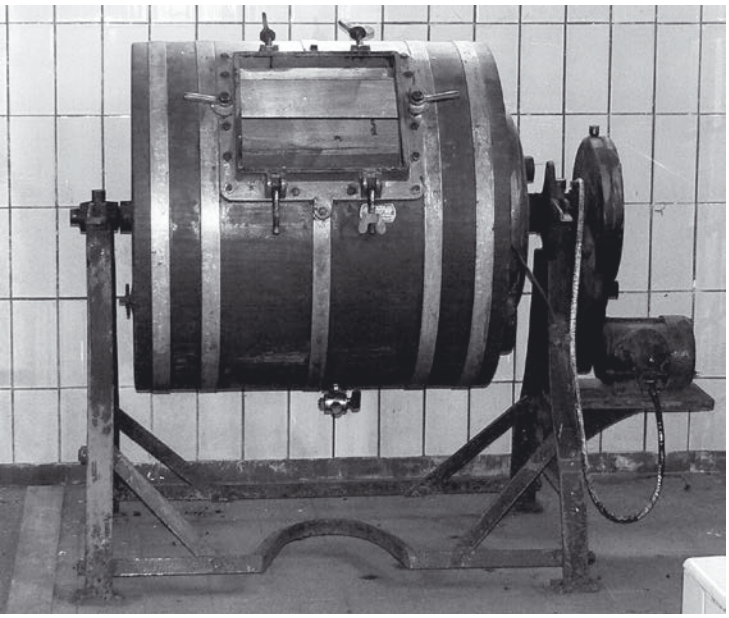


Abb. 8: Das Butterfass

In den 1960er Jahren beeinflusste dann der starke Konkurrenzdruck im Rahmen der europäischen Marktordnung auch die Milchwirtschaft. Nicht nur Investitionen in technische Fertigungsanlagen zur Verarbeitung der Milch in immer größeren Mengen mussten getätigt werden, ebenso war die Anlieferung der Milch neu zu organisieren. Molkereien mit eigenem Fuhrpark konnten immer größere Einzugsgebiete abdecken. Die kurzen Anlieferungswege, einer der Gründe für den Bau der Käserei in Pfärrich, waren nun nicht mehr ausschlaggebend für die Bauern. Auch bezahlten die großen Molkereien meist besser für die gelieferte Milch als kleine Dorfkäsereien, in denen die Milch größtenteils noch in Handarbeit und nur zum Teil mechanisch unterstützt zu Käse und Butter verarbeitet wurde.

1968 stellte man die Käse- und Butterherstellung in Pfärrich auf Grund der wirtschaftlichen Lage ein. Der Konkurrenzdruck durch immer stärker wachsende Käsereien im In- und Ausland wurde zu groß. Bereits einige Jahre zuvor wurde der in Pfärrich hergestellte Käse durch die Käserei Alpenbiene in Geiselharz vermarktet – nun lieferten die Landwirte ihre Milch zur Weiterverarbeitung direkt dort ab.

Ausblick

Nach Stilllegung der Käserei im Jahre 1968 wurde die Wohnung im Obergeschoss zwar weiterhin genutzt, die Räume der Käserei jedoch ihrem Schicksal überlassen.

Mit dem Kauf des Käsereianwesens durch die Gemeinde Amtzell am 12. Juni 1997 rückte das Gebäude mit seiner ursprünglichen Bestimmung jedoch wieder in das allgemeine öffentliche Interesse. Im Zuge des Aufbaus eines technischen Denkmallehrpfads durch die Gemeinde Amtzell, zu dem eine ehemalige Mühle mit Wohnhaus in Reibeisen, die Voglersche Hammerschmiede mitten im Dorf sowie das Sägewerk bei der Hagmühle im Karbachtal gehören, wird auch der ehemals erfolgreich produzierenden Käserei nach und nach wieder Leben eingehaucht.

Von außen bereits renoviert, folgen nun die Arbeiten innerhalb der früheren Produktionsräume. Die Feuerstätten, die der Erwärmung der großen Kupferkessel dienten, wurden wieder freigelegt. Zusätzlich wurden bereits zwei neue Fassungen - die Mäntel - für die großen Milchkessel angefertigt, sowie die Schwenkfeuerung, bestehend aus einem Schwenkrad mit Hebepedal, eingebaut.

Bei dieser Art der Feuerung wird das auf einer Schwenkpfanne liegende Holz- oder Kohlefeuer über das Schwenkrad in die benötigte Position unter den Kessel gedreht. Auch noch vorhandene Fertigungsgeräte, wie beispielsweise die Milchzentrifuge oder das große Butterfass sollen wieder instand gesetzt und in Betrieb genommen werden können.

Im Rahmen dieses technischen Denkmallehrpfads mit seinen Gebäuden in und um Amtzell soll auch in der Käserei Pfärrich Heimat- und Regionalgeschichte erlebnisreich und anschaulich vermittelt werden. Als eine Station der Westallgäuer Käsestraße kann man die Käserei nach Voranmeldung besichtigen und bei besonderen Schauvorführungen die lange Tradition der Käseherstellung und die Einzelschritte der mittlerweile selten gewordenen Handwerkskunst miterleben. ■

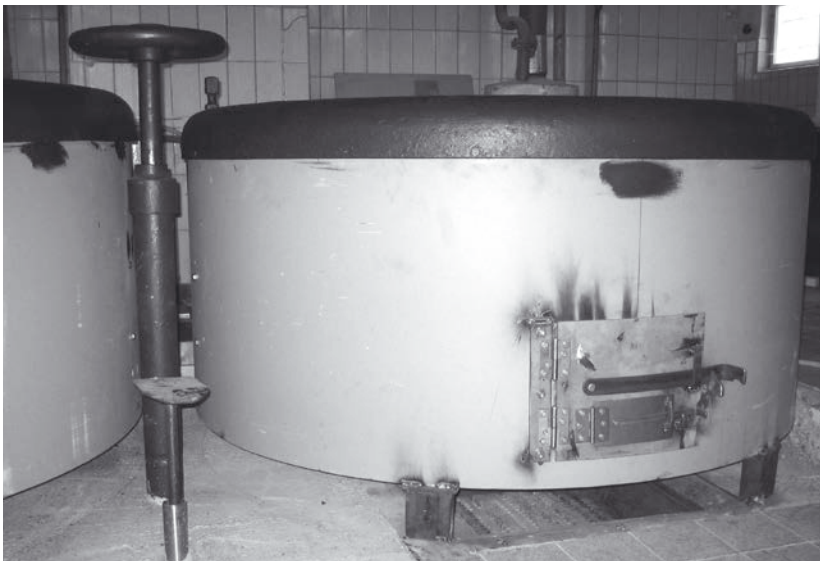


Abb. 9: Die neue Kesselummantelung mit Schwenkrad und Hebepedal

Dienstverpflichtet in die Muna Urlau

Zeitzeugenberichte von Frauen, die während des Krieges in der Heeresmunitionsanstalt Urlau arbeiteten.

von Gebhard Blank

Zum Jahresende 2007 geht die fast siebzigjährige Geschichte der Muna Urlau zu Ende. Das seit 1960 bestehende Munitionsdepot der Bundeswehr wird geschlossen. Dieses Ereignis ist Anlass, den Blick auf die Kriegsjahre ab 1940 zurückzulenken, als auf dem Gebiet des Munitionsdepots die Heeresmunitionsanstalt Urlau eingerichtet war, in der viele Frauen und Mädchen ebenso wie Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene Munition für den laufenden Krieg fertigen mussten.

Das Personal für die Munitionsfertigung umfasste ab 1942, als der Betrieb in vollem Gange war, etwa 800 Personen. Die Führungs- und Verwaltungsstellen waren mit Personal besetzt, das in der Muna einen regulären Arbeitsplatz hatte. Dazu kamen etwa 200 Mädchen vom Kriegshilfsdienst (KHD). Sie kamen aus Heilbronn, aus Bad Waldsee, Ravensburg, Leutkirch, Isny und sogar aus Freiburg, Salzburg und Wien. Untergebracht waren sie in zwei 70 Meter langen Baracken im Verwaltungsbereich. Außerdem gab es den weiblichen Reichsarbeitsdienst (RAD), der ebenfalls in einer Baracke im Verwaltungsbereich untergebracht war.

Ab etwa 1944 wurden komplette Schulklassen als Rüstungshelferinnen in die Muna dienstverpflichtet. In der Heimat-Feldzeugkompanie dienten meist kriegsversehrte Soldaten, die als Vorarbeiter die meist noch sehr jungen Mädchen bei der gefährlichen Munitionsarbeit anleiteten

Abb. 1: Das obenstehende Bild aus dem Jahre 1941 zeigt zufällig im Kasino anwesende Personen, die sich vor dem Gebäude zu einem Gruppenbild postierten

Friederike Krenn, geborene Völk, aus Frauenzell war als junges Mädchen in der Muna beschäftigt. Sie kann Folgendes berichten:

„Im Alter von siebzehn Jahren wurde ich in die Heeres-Munitionsanstalt Urlau für die Abteilung III Personal aufgenommen und zwar am 23. Dezember 1940. Die Abteilung III umfasste Personal, Sanitätswesen und Werkstätten. Der Abteilungsleiter, Technischer Inspektor Krenn, war außerdem noch zuständig für Geheime Kommandosachen. Vorher, etwa 1938, hörte man schon, dass Bauern enteignet wurden. Unserem Nachbarn Eduard Gruber etwa wurden 21 Tagwerk Wiese und sechs Tagwerk Wald ohne die geringste Entschädigung weggenommen. Und so begann der Bau in ziemlicher Eile. Weil die Gebäude aber möglichst geheim bleiben sollten, wurden sie im Wald versteckt. Das ganze Gelände war umzäunt und streng bewacht.

Das Schwierigste aber war, Leute für die Fertigung aufzutreiben. Von der Muna Straß kam das Stammpersonal, auch nicht freiwillig, doch richtig aufzumucken traute sich niemand. Jeder war registriert und hatte einen Lichtbildausweis. Bei den umliegenden Arbeitsämtern wurden Leute angefordert und dienstverpflichtet. Die Munitionsfertigung begann erst viel später. Einmal mussten die Leute vom Büro Samstag und Sonntag in der Fertigung mitarbeiten, eine Weigerung war ausgeschlossen.

Zuflucht fanden die Muna-Leute in Leutkirch in der Stadtwirtschaft. Dort traf man fast immer jemanden von der Muna. Die gute Frau Bitterwolf fand immer Mittel und Wege, den hungrigen Muna-Leuten zu helfen. Es war ein Ort des Trostes. Aber es

gab auch was zu lachen in der Muna, z. B. wenn die Offiziere aus Norddeutschland in voller Uniform und Schaftstiefeln das Skifahren probiert haben, ein Feldwebe laus Tirol gab Unterricht. Auch gab es Theaterabende und Konzerte um die Stimmung zu heben, aber das hat nicht viel genützt, die Leute hatten nur einen Wunsch, sie wollten nach Hause.

Was wirklich schlecht war, war das Essen, da muss einiges in falsche Kanäle geflossen sein. Der Küchenchef soll vorher in einer Haftanstalt gekocht haben. Das war ein Gerücht, aber geglaubt hat das jeder. Es gab auch ein Kasino, wo ein sehr schöner Flügel stand. Inspektor Krenn spielte hübsche Weisen und viele junge Mädchen standen herum und hörten mit Begeisterung zu. Dann folgte 1941 der Russlandfeldzug, was jeden aufgeschreckt und verängstigt hat. Man hat sich erinnert, was wir in der Schule über Napoleon und Russland gelernt haben."

Auch Sophie Hirsch aus Isny war als Munitionsarbeiterin in der Muna tätig. Sie erinnert sich:
"Ich war 1941 für etwa ein Jahr in der Muna beschäftigt. Ein Winter mit furchtbar viel Schnee. Ich musste morgens um 4.30 Uhr aus dem Haus, um rechtzeitig am Bahnhof in Isny zu sein, um mit dem Zug nach Urlau zu fahren. Vom Bahnhof in Urlau musste ich dann zu Fuß zur Muna gehen. Den ganzen Tag mussten wir in einem großen Saal Patronen mit einer Paste putzen. Ich konnte das nach einiger Zeit nicht mehr und habe mich freiwillig zum Transport gemeldet. Hier musste ich dann Beutemunition aus Zügen ausladen. Kisten mit zwei Zentnern Gewicht wurden auf Lastwagen geladen und dann in die Bunker gefahren. Gegen die Kälte haben wir die Handschuhe mit Glaswolle gefüllt.

Ich musste außerdem Kartuschen verknallen. Gemeint war damit, das Pulver rauszuholen, das so genannte Zündhütchen kaputt zu machen und dann zum Schrott zu geben. Auch das Schablonieren mit Pinsel und Farbe von Kisten für 5-cm Granatwerfermunition gehörte zu meinen Aufgaben. Die Blechkisten wurden aufeinander gestapelt, und wenn niemand kam, haben wir Mädchen uns dahinter versteckt, um zu lesen oder einfach nur miteinander zu reden.

Danach musste ich in einem Munitionsarbeitshaus arbeiten. Es waren etwa 15 oder 20 Mädchen. Ich stand vor einem Gestell, legte die Granate darauf, musste den Zünder auf die Granate drehen, mit einem Schlüssel festhalten und mit dem Holzhammer draufschlagen, aber nicht zu fest. Es wurde uns gesagt, wenn es surrt, raucht und stinkt sollen sie den Zünder schnell abschrauben und hinauswerfen. Es wurde uns eingeschärft: Mädchen, ihr dürft nicht zu fest draufschlagen. Als es wirklich einmal zischte, rauchte und stank, war zum Glück der Kommandant in der Nähe, schraubte den Zünder ab und warf ihn hinaus, denn ich war so erschrocken, dass ich nicht reagiert hatte."

Abb. 2: Zur Belohnung für ihren Arbeitseinsatz durften verschiedene Munitionsarbeiterinnen einen 14-tägigen Urlaub im Elsaß verbringen, wobei sie auch die Bunker der Maginot-Linie besichtigten. Das Taschengeld betrug täglich 10.– RM

Beta Kirchner, ebenfalls aus Isny, hat zusammen mit Sophie Hirsch als Munitionsarbeiterin in der Muna gearbeitet. Auch Sie kann Ähnliches berichten:
"Ich war von Juni bis Oktober 1941 in der Muna beschäftigt, und ebenfalls beim Patronenputzen eingeteilt, aber auch beim Abfüllen der Patronen in Schachteln. Immer 15 Patronen mussten in eine Schachtel gefüllt werden. Die Schachteln wurden auf einer Balkenwaage gewogen, auf der anderen Seite war eine volle Packung zur Kontrolle. Einmal stand der Kommandant hinter mir, als in einer Packung eine Patrone fehlte. Ich habe das dann gesagt und er holte die fehlende Patrone aus seiner Tasche. Wohl um mich zu prüfen hatte er vorher eine Patrone aus einer Schachtel entnommen. Mir wurde angedroht, dass falls weniger als 15 Patronen in einer Schachtel seien und ich dies nicht merke, ich wegen Sabotage verurteilt würde. Manchmal haben wir Mädchen beim Verpacken der Patronen kleine Zettelchen in die Schachteln getan, und tatsächlich habe ich daraufhin Feldpost erhalten.

Abb. 3: Oberfeuerwerker Behling heiratete ein Mädchen aus Heilbronn, die in der Muna beim KHD eingesetzt war. Er wurde später in die Normandie versetzt und fiel bei den Kämpfen in der Eifel

Einmal blieb ich der Arbeit fern, weil meine Mutter krank war. Ich habe mich dann entschuldigt, doch der Kommandant sagte zu mir, wenn ich noch einmal fehle, komme ich vor den Jugendrichter und werde eingesperrt. Ich wurde dann entlassen, weil meine Mutter mich zu Hause im Laden brauchte."

Die ehemaligen Rüstungshelferinnen Edeltraud Wilde; geborene Schaupp, Lucia Schuck, geborene Schuhmacher, Carmina Wegmann, geborene Marquart und Inge Hermann, geborene Schiener, alle aus Leutkirch, erinnern sich an ihre Dienstzeit in der Muna:
"Wir waren zehn Mädchen, die in Leutkirch die private Handelsschule Merkur besuchten. 1944 wurde die Schule geschlossen und alle zehn mussten am 15. September 1944 in der Muna zum Dienst als Rüstungshelferinnen antreten. Dieser galt als freiwillig, war aber vom Arbeitsamt angeordnet. Die Mädchen der bayerischen Schulen wurden indessen nicht zwangsverpflichtet. Mit den Mädchen der Frauenarbeitsschule aus Ravensburg und den Abiturientinnen waren wir an diesem Tag etwa 130 Mädchen, die fotografiert und registriert wurden und den Dienst antraten, ausgestattet mit blauer Mantelschürze und Gasmaske.

Die Mädchen aus Leutkirch waren erst 16 Jahre alt und durften zuhause wohnen. Von Leutkirch fuhren wir jeden Tag mit dem Zug zur Muna und abends wieder zurück. Die anderen wohnten in den Baracken der Muna. Die Eisenbahnwagen waren Abteilwagen und wir Leutkircher Mädchen benutzten gewöhnlich im letzten Wagen das hinterste Abteil. Insgesamt mussten wir 13 Impfungen, unter anderem Cholera, Typhus, Kretze und einiges mehr, über uns ergehen lassen. Impfarzt war Dr. Drexler aus Leutkirch.

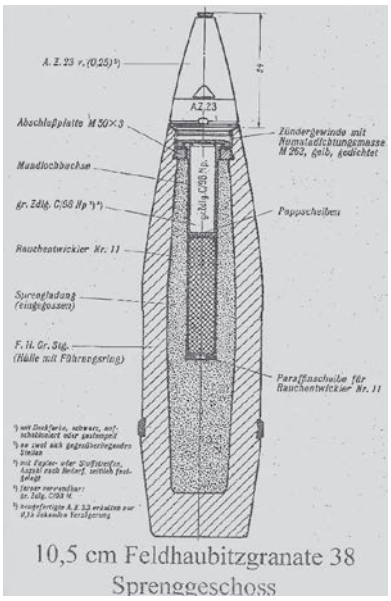
Während unseres Arbeitseinsatzes bis zum 13. April 1945 in der Muna waren wir in drei Bereichen tätig: Munitionsfertigung, Be- und Entladen von Waggons und Arbeit in der Gärtnerei. Die Aufsicht über die Gärtnerei hatte Herr Schwarzmüller. Wir waren in den Munitionsarbeitshäusern 2 und 4 beschäftigt. Die Munitionsarbeitshäuser waren mit einem Holzboden versehen.

Im Haus 4 befand sich ein Fließbandtisch. An jeder Seite arbeiteten etwa 20 Frauen. Gefertigt wurden 7,5-cm Granaten für die KwK 42 und 8,8-cm Granaten für die KwK 43 sowie für Pak. Weiterhin wurden Zusatzladungen für die 8-cm Wurfgranaten hergestellt. Herr Osterland überwachte und kontrolliert die Arbeit. Feuerwerker war Herr Neff.

Bei einem nicht alltäglichen Arbeitsauftrag wurde einmal ein Munitionszug mit italienischen Gasgra-

naten entladen. Zum Entladen des Zuges wurden im Wechsel an jedem Waggon eine Gruppe Munitionsarbeiterinnen und russische Kriegsgefangene eingeteilt. Die Munition befand sich nicht in Kisten, die Granaten lagen lose im Laderaum. Die Arbeitskraft, die die Granaten im Wagen auf die Röllchenbahn legte, musste alle zehn Minuten wechseln. Im Wagen roch es nach Fisch. Im Bunker sind die Granaten in Munitionskisten nach Heeresdienstverordnung gestapelt worden, nämlich Munitionskisten in Blockstapeln kreuzweise, Höhe zwei Meter. Bei dieser Tätigkeit bekamen die meisten Kopfweh. Anschließend wurden Stiefel und Handschuhe in eine starke Desinfektionslösung getaucht.

Abb. 4:
Das Arbeitsbuch einer Rüstungshelferin aus Leutkirch. Viele solcher junger Mädchen mussten in der Muna Urlau arbeiten. Die Tätigkeiten waren oft mit gesundheitlichen Risiken verbunden



Die russischen Kriegsgefangenen kamen aus Baku und waren Mohammedaner. Wir durften eigentlich nicht mit ihnen sprechen, aber wir taten es unbemerkt. Einige konnten ganz gut deutsch. Sie liehen uns bei der Arbeit ihre Handschuhe und wir versorgten sie mit Lebensmitteln.

Bei der Arbeit durfte gesungen werden, zwei KHD-Mädchen waren aus Wien und hatten eine gute Stimme. Zwei Maiden waren aus dem Elsass. Der Vater einer der Elsässerinnen war in deutscher Kriegsgefangenschaft und wurde nach Intervention seiner Tochter entlassen.

Ein russischer Kriegsgefangener war als Lokführer eingesetzt. Durch seine Unachtsamkeit raste die Rangierlok einmal herrenlos auf die Rückwand im Lockschuppen. Der Lokführer rannte nach dem Vorfall aufgeregt durch das Gelände und schrie „Nix Sabotage". Am nächsten Tag fehlte er. Die Beschäftigten nahmen an, dass der Russe stiften gegangen war, also fliehen konnte, und sich zur nahen Front durchschlagen würde. Dem Gegner hätte er vieles über die Muna verraten können. Darum herrschte unter den Beschäftigten ab diesem Zeitpunkt große Angst vor Luftangriffen. Diese blieben auch nicht aus und bei einem Tieffliegerangriff wurde Inge Stirmlinger aus Tettnang getötet und das Munitionsarbeitshaus 5 in Brand geschossen. Nach diesem Angriff wurden die Gebäude mit Tarnfarbe angestrichen."

Renate Häußler aus Neckarsulm über ihren Dienst beim Reichsarbeitsdienst (RAD) und beim Kriegshilfsdienst (KHD)

"Anfang Oktober 1944, ich war gerade 18 Jahre alt geworden, bekam ich nach der pflichtgemäßen Musterung den Einberufungsbefehl zur Ableistung des Reichsarbeitsdienstes. Ich hatte die 7. Klasse des Gymnasiums in Freiburg im Breisgau hinter mir. Laut Einberufungsbefehl hatte ich mich in Bad Waldsee einzufinden. Dort kamen wir in ein Barackenlager, etwas oberhalb von Bad Waldsee gelegen. Ich wurde zum Einsatz in den Bachem-Werken eingeteilt mit mehreren Kameradinnen, die alle das Gymnasium besucht hatten. Die Anderen wurden in Bauernhöfen der Umgebung eingesetzt.

Das Bachem-Werk ist dadurch bekannt, dass dort die so genannte Natter entwickelt wurde. Wir wussten nichts genaues, bekamen aber immer mit, was so unter den Mitarbeitern gemunkelt wurde, so auch, dass immer wieder Versuche auf dem Heuberg mit dieser Art Rakete gemacht wurden und es dabei öfters Verletzungen der Ingenieure dabei gab. Inzwischen kenne ich natürlich die ganze Geschichte der Entwicklung der Natter, der ersten bemannten Weltraumrakete, die so tragisch ausging. Ich war im Bachem-Werk in der Lohnbuchhaltung eingesetzt und hatte während der ganzen Monate dort einen sehr

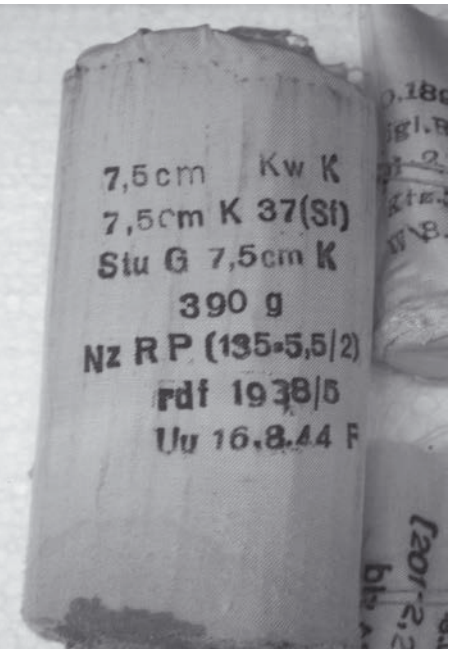


Abb. 5: Das Bild oben zeigt einen Kartuschbeutel, der am 16. August 1944 in der Muna Urlau gefertigt wurde (Uu ist die Signatur von Urlau). Er ist mit 390 g Nitrozellulosepulver gefüllt und für die 7,5-cm Hohlladungsgranate einsetzbar

angenehmen Chef. Im Lager ging es uns nicht so gut.

Wir hatten eine Ripp als Lagerführerin, die uns schikanierte, wo sie nur konnte. Das Essen war sehr schlecht und wir hungerten viel, während es sich die Führerinnen gut gehen ließen. Die Lagerführerin mit Namen Zitzmann meldete sich noch zum letzten Aufgebot des Führers, zum so genannten Volkssturm und machte bei den Übungen mit Panzergranaten mit. Uns sagte sie immer: Ich habe zwei Panzergranaten im Lager, eine für mich, eine für Euch, wenn der Feind kommt. Soweit zu meinem Aufenthalt im RAD.

Nach sechs Monaten dort wurde man weiter abkommandiert zum KHD, dem so genannten Kriegshilfsdienst. Entweder kam man zur Flakhilfe oder in eine Munitionsfabrik. Zwölf Maiden von den 80 im RAD-Lager in Waldsee wurden nach Urlau in die dortige Munitionsfabrik geschickt. Es war im Anfang des Monats April 1945. Die anderen 68 Kameradinnen verblieben im Lager in Waldsee. Was aus ihnen geworden ist weiß ich nicht.

In der Muna in Urlau ging es uns, was die Unterbringung betraf, etwas besser. Die ganze Anlage der Muna bestand aus Steinhäusern, die in großen Abständen zwischen den Tannen des Waldes errichtet waren. Es gab Eisenbahnschienen, die ins Lager führten. Wir wohnten in Steinbauten, nicht mehr in Baracken und hatten auch keine Strohsäcke mehr in den Betten, sondern richtige Matratzen. Es waren auch doppelstöckige Eisenbetten, aber wir waren nur noch zu sechst in der Bude. Die Führerin, ein Fräulein Hamm, war sehr nett und freundlich und wir bekamen auch genug zu essen. Aber wir waren eingesperrt in einem militärisch abgesicherten Bereich, mit Stacheldraht drum herum und überall aufgestellten Wachposten. Wir konnten sonntags Ausgang bekommen, mussten uns aber immer am Ausgang des Lagers in ein Buch eintragen und bei der Rückkehr ebenfalls. Auch einen Militärausweis bekamen wir ausgestellt, denn wir waren hier dem Militär unterstellt. Unser RAD-Ausweis war im RAD-Lager einbehalten worden.

Als erstes bekamen wir hier eine Militärgasmaske zugeteilt. Sie befand sich in einer großen Blechdose in feldgrauer Farbe und man musste sie immer bei sich haben. In der Nacht befand sie sich neben dem Bett und bei der Arbeit hängten wir sie um den Hals. Diese große Gasmaske, genannt Max, war notwendig weil unterirdisch Gas gelagert sein sollte. Das sagte man uns aber nicht, sondern man munkelte es immer nur hinter der Hand. Erst später nach dem Krieg habe ich dann erfahren, dass wirklich Gas dort gelagert war. Wir trugen hier auch keine Uniform wie im RAD sondern konnten unsere Zivilkleider tragen. Jeder bekam im Zimmer auch einen Spind. Es war uns aber unerklärlich, warum wir die meisten Kleidungsstücke in unseren Koffern lassen und im Keller dort deponieren mussten.

Unsere Arbeit hier war sehr hart. In den ersten Tagen mussten wir schwere Kisten mit erbeuteten Waffen herumschleppen. Sie wurden in Güterwagen ins Lager gebracht und von russischen Gefangenen, die auch hier waren, ausgeladen und aufgestapelt. Diese erbeuteten Waffen wurden dann von deutschen Soldaten registriert und wir mussten sie wieder in Kisten einpacken und zu anderen Eisenbahnwagen schleppen. Diese Schlepperei war für uns Mädchen sehr anstrengend.

Nach ein paar Tagen wurden wir dann an eine Art Förderband gesetzt, das notdürftig im Freien installiert war, nur von Zeltplanen überdeckt. Da standen wir dann in der Kälte und mussten neue Granaten zusammensetzen und in Kisten verpacken. Mehrere Mädchen waren an diesem Band beschäftigt. Ausgerechnet ich bekam dabei die Aufgabe, in jede Granate die Zündung einzusetzen, eine unangenehme Sache! Am ersten Tag stand den ganzen Tag lang ein Soldat als Vorarbeiter hinter mir und beobachtete meine Arbeit. Er warnte mich, nur keine Zündung fallen zu lassen, sonst fliege die ganze Muna in die Luft. Ich hatte natürlich Riesenangst.

Abb. 6: Das tief verschneite Kriegsgefangenenlager am Munaeingang mit einem der beiden Wachtürme

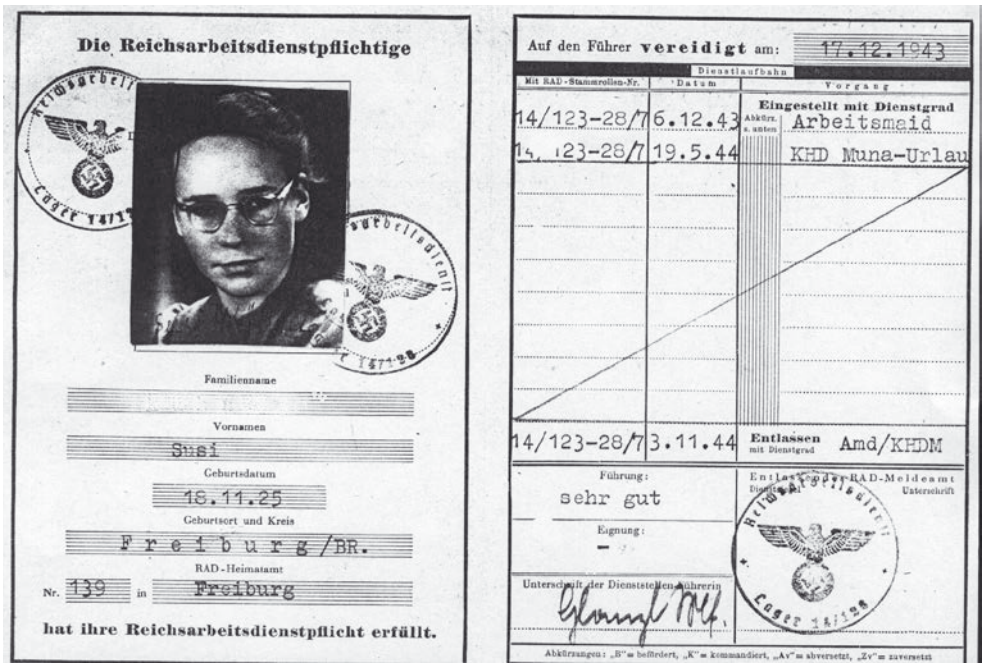
Die nächste Kameradin musste die fertigen Granaten in eine Kiste packen, die nächste diese mit Draht verschließen und dann wanderten sie wieder zum Güterzug. Bei dieser Tätigkeit bekamen wir natürlich kalte Füße und klamme Hände und man sehnte sich nach warmen Räumen. Mittags gab es eine Pause, in der wir gemeinsam mit den russischen Gefangenen zu Mittag aßen. Am Abend mussten wir zum Glück keine politischen Schulungen anhören, wie es im RAD-Lager der Fall war.

Wir erlebten auch Tieffliegerangriffe auf die Muna. Es wurde aber nie mit Beschuss angegriffen und wie ich später hörte, waren das nur Täuschungsmanöver. Man getraute sich dies nicht, weil die Schweiz als neutrales Land nicht weit entfernt war. Wenn Tiefflieger durch eine Sirene angekündigt wurden, mussten wir immer unser Notgepäck aus dem Keller holen, den Max umhängen und das Lager schnellstens verlassen. Dazu wurden alle Lagertore, die ringsherum im Stacheldrahtzaun angebracht waren, geöffnet und wir mussten uns in die umliegenden Wälder verkrümeln und zwar möglichst einzeln, nicht in Gruppen. Nach der Entwarnungssirene strömte alles wieder ins Lager zurück und die Tore wurden wieder geschlossen.

Mein Aufenthalt in der Muna dauerte nur knappe zwei Wochen. Eigentlich sollten wir acht Wochen hier bleiben. Als wir die Nachricht hörten, dass die französischen Truppen immer näher rückten, beschlossen wir, die Muna zu verlassen, also abzuhauen. Dies hatten schon mehrere Mädchen versucht, aber es war ihnen nie gelungen. Meistens verschwanden sie, wenn sie Ausgang hatten. Dann wurde aber sofort der Militärapparat in Bewegung gesetzt. Man hatte ja alle Heimatadressen der Mädchen und es wurden alle Züge nach dort abgesucht. Man hat sie auch immer gefunden und wieder ins Lager zurückgebracht. Daraufhin wurde der Ausgang verschärft. Niemand durfte mehr nach Leutkirch fahren. Die wieder aufgefundenen Kameradinnen bekamen eine Dienststrafe in ihren Pass eingetragen, was später ein Hindernis werden konnte, wenn man studieren wollte.

Durch den verschärften Ausgang war es nur noch möglich bei einem Tieffliegeralarm zu verschwinden. Uns Zweien aus Freiburg gelang dies auch an einem Sonntag. Als die Sirene ertönte, packten wir unser Notgepäck und die Gasmaske und verschwanden, wie angeordnet, in den Wald. Wir wussten, dass wir keinen Zug benutzen durften, um nicht wieder gefunden zu werden. Also marschierten wir, nachdem wir unsern Max an einen Baum gehängt hatten, quer durch die Wälder. Uns war schon etwas schummrig zu Mute, denn wir waren fahnenflüchtig, da wir dem Militär unterstellt waren. Und vor uns Freiburgern lagen 240 Kilometer Weg. Aber nach etlichen Abenteuern unterwegs sind wir nach fünf Tagen Marsch, teilweise auch per Anhalter, ein Stück auch in einem Militärtransport im Güterwagen, in Freiburg heil und glücklich angekommen.

Dort aber lag zu unserem Schreck bei beiden Eltern von uns schon die Nachricht, dass wir fahnenflüchtig seien und dass wir uns bei unserem Eintreffen sofort bei der Polizei melden müssten. Unsere Eltern gingen auch mit uns zur Polizei und wir bekamen die Aufforderung, sofort uns wieder auf den Weg zu machen zur Munitionsfabrik in Urlau. Da aber die Franzosen schon vor Freiburg standen, und wegen Tieffliegerbeschuss gar keine Züge mehr in Freiburg abfuhren, war dies zum Glück nicht mehr möglich. Und zwei Tage später rückten die Franzosen auch in Freiburg ein.” ■


Die Reichsarbeitsdienstpflichtige

Familienname

Vornamen: Susi

Geburtsdatum: 18.11.25

Geburtsort und Kreis: Freiburg/BR.

RAD-Heimatamt

Nr. 139 in Freiburg

hat ihre Reichsarbeitsdienstpflicht erfüllt.

Auf den Führer vereidigt am: 17.12.1943

Mit RAD-Stammrollen-Nr.	Dienstlaufbahn Datum	Vorgang
14/123-28/7	6.12.43	Eingestellt mit Dienstgrad Arbeitsmaid
14/123-28/7	19.5.44	KHD Muna-Urlau
14/123-28/7	3.11.44	Entlassen mit Dienstgrad Amd/KHDM

Führung: sehr gut

Eignung: –

Unterschrift der Dienststellen-Führerin

Entlassungs-RAD-Meldeamt Unterschrift

Abkürzungen: „B"= befördert, „K"= kommandiert, „Av"= abversetzt, „Zv"= zuversetzt

Abb. 7: Wie Angehörige der Wehrmacht einen Wehrpass hatten, hatten auch Angehörige des RAD einen entsprechenden Ausweis

„Erhalte das Alte!“

Wir zeichnen Personen aus, die wertvolle Bausubstanz durch Sanierung erhalten haben

Die „Fördergemeinschaft zur Erhaltung des ländlichen Kulturgutes e. V.“ verfolgt den Satzungszweck,

„... durch die Erhaltung des ländlichen Kulturgutes, insbesondere die Schaffung eines ... Bauernhausmuseums, die Formen bäuerlichen Lebens, Arbeitens und Wohnens in unserem Raum einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen ...“

Um diesem Ziel nicht nur im Museum näher zu kommen, zeichnen wir Personen aus, die sich in irgendeiner Form verdient gemacht haben, indem sie – entgegen Zeitgeist und Gewinnmaximierung! - kulturgeschichtlich wertvolle Bausubstanz an Ort und Stelle erhalten haben. Mit der Prämiierung möchten wir der Öffentlichkeit Personen vorstellen, deren Handeln meist im Verborgenen geschieht und die sich im Sinne unseres Satzungszweckes verdient gemacht haben. Die Preisverleihung bitten wir als symbolisch zu verstehen, da unsere finanzielle Unterstützung dem Museum gilt und wir keine Reichtümer zu verschenken haben.

Wir stellen Ihnen hiermit diese Leute – Idealisten, um die es sich meist handelt – in Wort und Bild vor und lassen sie auch zu Wort kommen. Nebenbei erfahren Sie einiges über den jeweiligen Haustyp, seine Merkmale, Bedeutung und Verbreitung. Im Jahr 2007 handelte es sich um folgende Personen:

1. **Josef Kronenberger**
   Liebenhofen
   88287 Grünkraut
2. **Annette und Peter Schierhorn**
   Oppenreute 1
   88364 Wolfegg
3. **Ehepaar Kramer**
   Wetzisreute
   88281 Schlier

Frieder Stöckle | Britta De Jans | Gebhard Blank | Elmar Bereuter

1. Der Hof Kronenberger in Grünkraut Liebenhofen

von Karl-Heinz Buchmüller

Die Geschichte des Hofes

Liebenhofen wurde bereits 1180 urkundlich genannt. Zumindest ein zehntpflichtiger Hof ist zu diesem Zeitpunkt belegt. Verschiedene Grundherren wechselten sich im Laufe der folgenden Jahrhunderte ab und zum beginnenden 15. Jahrhundert hat der Weiler mindestens zwei, zur Mitte des 16. Jahrhunderts sechs zinspflichtige Hofstellen. 1717 ist im Urbarium der Hof Kronenberger als Weingartener Schupflehen mit *„30 Jauchert Acker und 3 ½ Madt Wiesen"* eingetragen. (Beim Schupflehen hatte der Lehensbauer relativ wenig Rechte. Er erhielt vom Grundherrn, hier vom Kloster Weingarten, das Gut auf bestimmte Zeit oder für ein paar Jahre und musste nach freiem Ermessen des Grundherrn nach Ablauf einer bestimmten Frist das Lehen räumen. Er wurde vom Gut geschupft, mittelhochdeutsch, schupfen = wegstoßen).

1717 war Georg Igel der erste Lehensbauer auf dem Hof Kronenberger. Ihm folgte bis 1828 ein Franz Igel von Neuhaus, der das *„Wohnhaus und 27 Morgen Güter kauft"*. *Die „anderen Güter"*, vermutlich Äcker und Wiesen, werden zerstückelt. 1867 kauft ein Ludwig Schopp aus Gruibingen bei Göppingen das Restanwesen, das im Jahr 1875 schon wieder zerstückelt wird, wobei ein weiteres Restanwesen an Joh. Georg Rauh von Hinzistobel verkauft wird. Von diesem kauft der ledige Eduard Kronenberger von Vorderwiddum 1879 das Anwesen, das bis heute im Familienbesitz verblieben ist.

Die Bauweise des Hofes

Der Hof ist eine Südoberschwäbische Hofanlage mit einem Wohnhaus und getrennt davon stehendem Wirtschaftsgebäude. In ganz Oberschwaben findet man bei diesem Bauernhaustyp eine bauliche Veränderung, die sehr oft gemacht wurde: das Wohnhaus wurde an der Längsfront einseitig angehoben, um damit die Wohnfläche zu vergrößern. Die hintere Dachneigung wurde nicht verändert - nur die vordere Dachseite wurde flacher. Diese einseitige Veränderung ist deutlich sichtbar, obwohl die sonst typischen, holzverschalten Giebeldreiecke nicht mehr vorhanden sind. Wann das bei diesem Haus gesche-

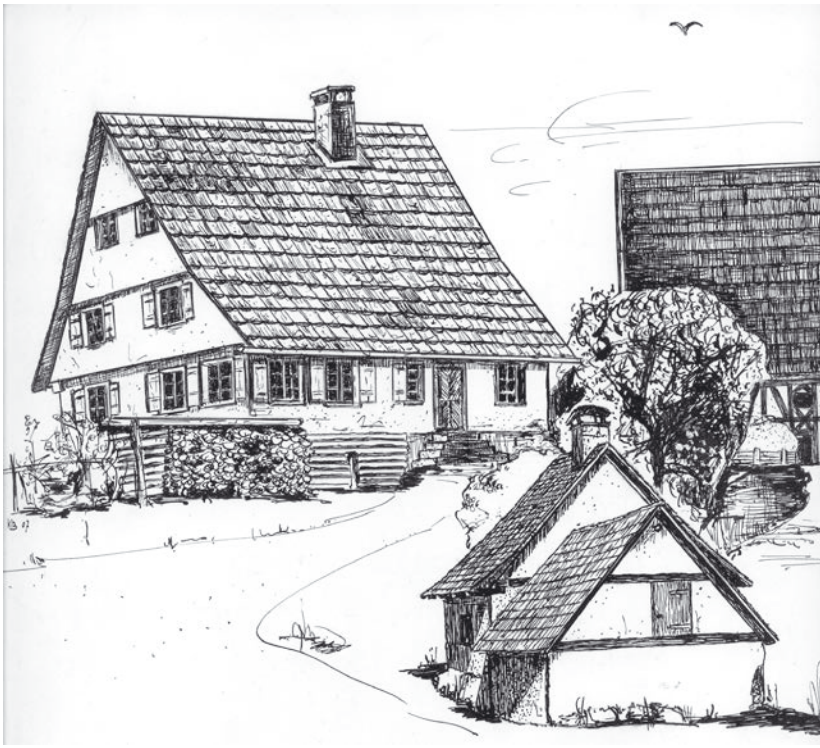


Abb. 1: So etwa hat das ursprünglich eingeschossige Wohnhaus vom Hof Kronenberger ausgesehen

Abb. 2: Der Hof in seiner heutigen Form mit der angehobenen Wandscheibe und dem dazu gewonnen Wohnraum – das Haus ist damit zweigeschossig geworden

hen ist, lässt sich aus den Bauakten nicht mehr feststellen.

Die Hauswände im Erdgeschoß bestehen aus den üblichen Bohlenständerwänden, der angehobene Hausschild ist dagegen eine mit Ziegeln ausgemauerte Fachwerkwand. Ganz typisch ist bei dieser Hausform auch der hohe Steinsockel mit der erhöhten Haustreppe wie auch der von außen zugängliche Kellereingang. Es gibt noch mehr Details, die bei diesem so wichtigen, ländlichen Kulturdenkmal zu erkennen sind.

Das Backhaus im Hof Kronenberger

Seit der Einführung des Sparherdes in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Elektrifizierung zum Beginn des 20. Jahrhunderts sind die kleinen Backhäuser im Bauernhof überflüssig geworden und im Laufe der Zeit verfallen.

Das Backhaus im Hof Kronenberger ist eines der ganz wenigen im Kreis Ravensburg, das nach einer grundlegenden Restaurierung im Jahr 1981 erhalten und wieder in Betrieb genommen wurde. Im Laufe des Sommers werden sporadisch von den Nachbarsfrauen bei einem Backvorgang etwa 25 Laib Brot, Dinnete und Kuchen gebacken. Dieses nahezu 300 Jahre alte, für alle oberschwäbischen Bauernhäuser typische Gebäude ist ein seltenes Denkmal bäuerlicher Architektur. ■

Abb. 3: Das Backhaus im Hof Kronenberger heute

2. Der Hof Schierhorn in Wolfegg-Oppenreute

von Annette und Peter Schierhorn

Von der stattlichen Erscheinung früherer Tage war nicht mehr viel übrig, als die jetzigen Eigentümer Ende 1999 die am Südrand von Oppenreute gelegene Hofanlage erwarben.

Wesentlicher Bestandteil ist der in Ostwestrichtung liegende Eindachhof, dessen mehrfach überformter Kern nach der Rötenbacher Dorfchronik von Helber auf die Zeit nach dem 30jährigen Krieg zurückgehen soll. An das Hofgebäude war im Jahre 1956 in nördliche Richtung ein Scheueranbau angefügt worden, an den sich im Jahre 1971 noch eine große Heubergehalle anschloss. Auf diese Weise war im Grundriss ein großes T entstanden, dessen Schenkel eine einheitliche Firsthöhe aufwiesen.

Zur Hofanlage gehört weiter eine im Jahre 1900 errichtete und im Jahre 1938 durch Abschleppen des Daches erweiterte Remise. Darüber hinaus ein wohl schon im Urkataster von 1825 verzeichneter Holzschopf, welcher im Jahre 1911 als Ersatz für ein abgebrochenes Backhaus auf mehr als seine doppelte Größe erweitert wurde. In diesem Anbau fand sich nicht nur der Backofen sondern auch eine Brennanlage, denn zum Hof gehört ein landwirtschaftliches Brennrecht im Umfang von 300 l Alkohol. Außerdem gehört zu dem Hof neben land- und forstwirtschaftlichen Flächen ein Holzbezugsrecht am staatlichen Forst, welches in einer Urkunde vom 01.03.1837 genannt und mit Vertrag vom 11.02.1873 nach Einführung der neuen Maß- und Gewichts-Ordnung (Raummeter) bestätigt wurde. Hiernach kann der Hof jährlich 16 Raummeter Scheiter und 4 Raummeter Prügel aus dem staatlichen Wald beziehen. Bei dem in der mittelalterlichen Allmende wurzelnden Holzrecht handelt es sich nach Helbers Dorfchronik um das einzig übrig gebliebene, während alle anderen Holzrechte von Rötenbach und Oppenreute im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts abgelöst wurden. Doch dies ist eine andere Geschichte.

Obwohl keines der Gebäude unter Denkmalschutz steht, war Ziel der neuen Eigentümer die möglichst weitgehende Erhaltung der vorgefundenen Bausubstanz, der Rückbau von störenden Veränderungen

Abb. 1: Ansicht des Gebäudes bei Erwerb durch die neuen Eigentümer (1999)

Abb. 2: Ansicht des Gebäudes nach „Renovierung" – besser nach „Neubau" (2007)

des 20. Jahrhunderts und, soweit zur Erfüllung moderner Wohnbedürfnisse erforderlich, eine Ergänzung im traditionellen Stil, jedoch mit modernen Mitteln. In Dipl. Ing. Roth, der bereits eine Vielzahl historischer Bauten, unter anderem im Bauernhausmuseum, betreut hatte, fand sich hierfür ein besonders geeigneter Architekt. Dieser war gewillt, dem Hof gerecht zu werden, anstatt ihm einen eigenen, möglichst „genialen" Stempel aufzudrücken.

Nachdem im Jahre 2000/2001 sozusagen als Testlauf die beiden Nebengebäude restauriert und saniert worden waren, ging es im Jahre 2001an den Hauptkomplex. Hier wurde zunächst ein verformungsgerechtes Aufmaß und eine bauhistorische Kurzuntersuchung durch das Büro für historische Bauforschung Dr. Uhl gefertigt. Dabei zeigte sich, dass im Bereich des heutigen Wohnteiles Reste einer aus dem 17. oder frühen 18. Jahrhundert stammenden Hauskonstruktion nachgewiesen werden konnten in Form von erhaltenen Wandabschnitten, Ständern und Dachbalken.

Das Aufmaß bildete die Grundlage der Planung, die vorsah, den Wohnteil des Eindachhofes auf seine originale Gliederung zurückzuführen, indem etwa ein im Nordteil des Hausganges eingebautes Bad entfernt wurde. Ganz wichtig war die Wiederherstellung der ursprünglichen Fensterteilung, nachdem in den 60er Jahren in der Stube und im darüber liegenden Schlafraum die ursprünglich vorhandenen zwei Fenster pro Außenwand durch jeweils ein großes „modernes" Fenster ersetzt worden waren. Ein Fenster im EG war vollständig geschlossen worden. Um das Haus, entsprechend der Erschließung der Hofanlage selbst, künftig von Norden her zu erschliessen, wurde der Haupteingang an die Nordseite des Hausganges verlegt.

Da sich die Raumhöhen für Menschen heutiger Größe als unzulänglich erwiesen, wurden der Stubenboden abgesenkt, der darunter befindliche Keller vertieft und die Räume im Obergeschoss dadurch erhöht, dass man die bis dahin unter den Deckenbalken angebrachte Decke auf die Balken legte. Dies war um so wirksamer, als nur zwei der insgesamt vier Deckenbalken über dem Schlafraum und den beiden Kammern im Raum sichtbar sind, während die beiden anderen in die Außenwand und die Wand zum Hausflur integriert sind.

Im früheren Wirtschaftsteil sollte das Fachwerk des Obergeschosses erhalten bzw., soweit abgängig, ersetzt werden, während die Außenwände des Erdgeschosses wegen stallbedingten Salpeterbefalls nicht zu halten waren. Um ein neues Erdgeschoss errichten zu können, wurde

Abb. 3+4: Das Gebäude wurde früher landwirtschaftlich genutzt (1999); rechts der Giebel im alten Zustand (1999)

das gesamte Obergeschoss einschließlich Dachkonstruktion auf mächtige Stempel gestellt, nachdem die ohnehin erneuerungsbedürftige Dachdeckung zuvor zur Entlastung entfernt worden war. Als die gesamte Basis des Gebäudes mit Böden, Decken und Aussenwänden neu erstellt war, wurde das Obergeschoss, abgestützt durch eichene Distanzhölzer, abgelassen und aufgelegt. Nach Entfernen der nun nicht mehr erforderlichen Stempel konnten die zunächst hierfür ausgesparten Öffnungen in den Decken ausgegossen werden.

Obwohl der vorgefundene T-förmige Gebäudekomplex insbesondere durch seine Geschlossenheit und seine gleichbleibende Firsthöhe überzeugte, war ein baulicher Eingriff geboten, um die erforderliche Belichtung für die Nordseite des Hauptgebäudes zu schaffen. So entstand die Idee, den Scheueranbau nebst Bergehalle vom Hauptgebäude abzukoppeln, indem man ein ca. 5 m breites Stück herausschnitt. Damit wurde nicht nur die Nordseite, sondern insbesondere auch die seit 50 Jahren verstellte Tenne des Hauptgebäudes freigelegt. Allerdings war es nicht einfach mit der Beseitigung eines Teiles des Anbaus getan. Vielmehr mussten die bis in den Dachraum des Hauptgebäudes reichende Kranbahn der Bergehalle gekürzt, die Dachkonstruktion und insbesondere die im Bereich des Anbaus nicht mehr vorhandene Außenwand des Haupt¬gebäudes rekonstruiert werden. Da es hier keine Bausubstanz mehr gab, auch keine Bilder aus alten Zeiten, war man in der Neugestaltung frei und konnte Fenster und Türöffnungen entsprechend den Bedürfnissen der Gebäudeinnenaufteilung einfügen. Ganz wichtig bei der Wiederherstellung der ursprünglichen Gebäudestruktur war den Bauherren die Ablesbarkeit der Tenne, welche mit dem Scheueranbau von 1956 zu einem Teil des Stalles geworden war. Es sollten daher sowohl auf der Südseite wie auf der Nordseite Tennentore erscheinen und im Inneren ein entsprechender Raum. Damit lag die Idee der Zweigeschossigkeit nahe, nur unterteilt durch eine Empore in der Gebäudemitte.

Nicht erst in der eigentlichen Bauphase, sondern bereits zuvor während der sehr intensiven Aufräum- und Entsorgungsphase hatte die Hausherrin gezeigt, dass sie zupacken konnte, was viele, die sie nur vom Schreibtisch kannten, ihr nicht zugetraut hätten. Doch ohne eigenen körperlichen Einsatz der Bauherren ist solch ein Projekt kaum denkbar, zumal es ja nicht mit dem Bauvorhaben allein getan ist, vielmehr auch anschließend ein erheblicher Pflege- und Unterhaltungsaufwand zu bewältigen ist.

Vor allem um letzteren ging es bei er Wahl der Fenster. Sollten sie, wie üblich, weiß und aus Holz sein, oder kamen auch andere, pflegeleichtere Materialien in Betracht? Angesichts der ausgesetzten Lage des Hofes und des enormen Wetterdrucks, der vor allem auf der westlichen Giebelseite liegt, musste eine möglichst dauerhafte Lösung gefunden werden,

Abb. 5: Detail vom Einbau der neuen Fenster

um die vielen Fenster nicht ständig erneut streichen zu müssen.

In Anlehnung an die früheren, eisernen Stallfenster, die ja auch formal in den Außenfassaden zitiert wurden, gerieten zunächst Stahlfenster ins Visier, welche auch bei wärmetechnisch moderner Konstruktion den Vorteil schmaler Profile bieten, wie sie auch die früheren Fenster in Einscheiben-Technik aufwiesen. Demgegenüber schieden Kunststofffenster mit ihren überaus breiten Profilen schon wegen ihrer einem Bauernhaus unangemessenen Oberflächen aus. Da es vorliegend nicht nur um die eigentlichen Fenster, sondern auch um Torelemente bis zur Scheunentorgröße ging, Stahlfenster indes außerordentlich teuer sind, wählte man schließlich mit Sprossen versehene Aluminiumfenster in anthrazitfarbener Eisenglimmer-Einbrennlackierung, welche an alte gusseiserne Fenster erinnern. Auf diese Weise konnte das Haus „in alter Sprache“ mit hochmodernen wärmegedämmten Fenster, Türen und Toren versehen werden, ohne in Nostalgie zu verfallen.

Auch im Innern des Ende 2002 fertiggestellten Gebäudes herrscht zweckdienliche Sachlichkeit vor. Von wenigen Räumen im alten Wohnteil abgesehen, wurde überall eine auf Erdwärme gestützte Fußbodenheizung eingebaut. Während das Erdgeschoss einheitlich einen Steinfußboden aus Solnhofener Platten aufweist, finden sich im Obergeschoss hölzerne Böden aus heller Eiche. Gezielt wurde eine Synthese aus neu und alt herbeigeführt. Während im Wohnteil alte Bestandteile erhalten blieben oder eingefügt wurden, kamen im neu aufgebauten Wirtschaftsteil neue Materialien zur Verwendung. So finden sich dort Glastüren, Treppen mit stählernen Wangen oder Emporen mit Edelstahlgeländern. Auch die Einrichtungsgegenstände stellen eine lebendige Synthese aus modernem, eher skandinavischem Stil und alten Stücken dar, welche zum Gutteil dem Haus selbst entstammen und vom Schreiner sorgfältig wieder gerichtet wurden.

Inzwischen, nachdem auch die Außenarbeiten weitgehend abgeschlossen sind, erweist sich der Hof nicht nur als Wohnplatz landverliebter Städter, sondern als in die dörfliche Gemeinschaft integriertes Anwesen. Hier stellt die Hausherrin, inzwischen staatlich anerkannte Brennerin, aus den Produkten der heimischen Streuobstbäume, der Sträucher in Feld und Wald, vielfältige Destillate und Liköre her, welche unter anderem im nahe gelegenen Bauernhausmuseum vermarktet werden. So konnte ein bäuerliches Anwesen in baulicher und teilweise auch landwirtschaftlicher Hinsicht wieder hergestellt werden, wobei nicht zuletzt die funktionale, schnörkellose bauliche Gestaltung kennzeichnend ist.

Anzumerken bleibt, dass der aus dem modernen Design bekannte Satz: „form follows function“ seit Jahrhunderten auch für das ländliche Bauen und zwar jeweils in seiner spezifischen regionalen Ausprägung gilt. ■

Abb. 6+7: Die beiden Giebelwände nach fachgerechtem Neubau und Sanierung (2007)

Abb. 8+9: Die rückwärtige Hauswand mit den großen neuen Fenstern; die alte Haustüre kommt durch Pflaster und 3 Stufen sehr schön zur Geltung (2007)

3. Das „Messnerhaus Merz“ in Schlier-Wetzisreute

von Dr. Marcus Hörenberg

Die Sozialgeschichte des Hauses Merz wird von einer Vielzahl von verschiedenen Besitzern geprägt. Schließt man die Grundstücksbesitzer in der Zeit vor dem Hausbau mit ein, lassen sich sechzehn verschiedene Eigentümer ermitteln. Da Johann Georg Sorg das Haus zwischenzeitlich veräußern musste und später dann wieder zurückkaufte, ergeben sich bis heute insgesamt sechzehn Besitzerwechsel. Im Zuge dieser, seit nunmehr über 160 Jahren währenden Hausgeschichte, lassen sich drei Gruppen von Besitzern, mit jeweils unterschiedlichen Auswirkungen auf die Baugeschichte des Hauses Merz unterscheiden.

Die Kleinhandwerker und Kleinbauern als erste und wichtigste Gruppe waren maßgeblich für die Entstehung und bauliche Weiterentwicklung des Hauses Merz verantwortlich: Schuster Johann Georg Sorg erbaute 1844/45 den Wohnteil, Kleinbauer Benedikt Götz baute 1867 den Wirtschaftsteil an. 1893 begann mit Schuhmacher Gebhard Dörflinger die erste über mehrere Jahrzehnte andauernde Nutzungsphase als Seldnerhaus. Mit Übergang an seine Nachfolger, die Eheleute Merz und dem damit verbundenen Ausbau des Dachgeschosses, sowie anstehenden Renovierungsarbeiten, wurde 1933/34 die letzte Phase der baulichen Entwicklung eingeläutet.

Die zweite zu unterscheidende Gruppe von Besitzern umfasst alle Hausbesitzer der Familien Heine im Zeitraum 1869-1890, die das Haus als Alterssitz nutzten. Für diese Gruppe der Pfründner sind keine baulichen Veränderungen nachweisbar. Angesichts des fortgeschrittenen Lebensalters der Bewohner und der jeweils nur relativ kurzen Nutzungsphase wären bauliche Maßnahmen auch wenig plausibel.

Abb. 1: Gartenansicht des Hauses

Während die Besitzer dieser beiden ersten Gruppen das Anwesen als Eigennutzer selbst bewohnten, werden in der dritten Gruppe alle Besitzer mit materiellen Anlageinteressen und alle Erben zusammengefasst: Die Grundstückseigentümer Boser und Müller, die Geld- und Immobilienhändler Erlanger und Vinzenz Gomm, der das Haus als Tauschobjekt umgehend weiterverkaufte, verfolgten lediglich wirtschaftliche Ziele und nutzten das Anwesen nicht selbst. Theresia Sorg, ihr späterer Ehemann Friedrich Hänsler, Franziska und Josef Heine, sowie Johann

Abb. 6: Schuhmacher Gerhard Dörflinger in den 1930er Jahren als Störhandwerker mit hölzerne Leisten vor der Dorfkapelle und seinem Haus

Abb. 7: Das Gebäude im heutigen Zustand (2007)

Abb. 2+3: Das Ehepaar Merz, dem wir die Erhaltung des Eindachhofes verdanken

Abb. 4: Alte Postkartenansicht mit damaligem Straßenverlauf entstanden zu Beginn des 20.Jh.

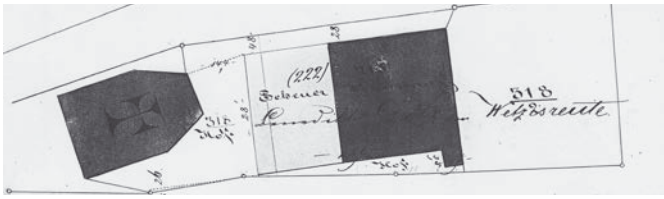


Abb. 5: Lageplan beim Anbau des Wirtschaftsteiles durch Kleinbauer Benedikt Götz, 1867

Baptist Heine erbten das Haus und veräußerten es meist nach kurzer Zeit weiter.

Besonders augenfällig ist der oftmalige Besitzerwechsel im 19. Jahrhundert, mit damit verbundenen geringen Stehzeiten der Besitzer auf dem Anwesen. Anhand der verfügbaren Lebensgeschichten der Erbauer des Hauses Merz - dem Schuster Johann Georg Sorg als Erbauer des Wohnteiles und dem ehemaligen Straßenknecht Benedikt Götz als Bauherr des Scheueranbaues - lassen sich für die Kleinhandwerker und Kleinbauern des 19. Jahrhunderts äußerst angespannte finanzielle Lebensverhältnisse nachweisen. Die latent vorhandene Armut der Hausnutzer dieser Zeit, welche nicht auf soziale Sicherungssysteme wie wir sie heute kennen zurückgreifen konnten, führte immer wieder zu Besitzerwechseln im Haus Merz. In der Gruppe der Pfründner ergab sich aufgrund der Altersstruktur der Besitzer eine nur geringe Nutzungsdauer für den einzelnen Bewohner.

Die Sozialgeschichte und die chronologische Entwicklung der Bauentstehung lassen Rückschlüsse auf die entstandene Bauform zu. Die aus heutiger Sicht abgeschlossene Stilform des Südoberschwäbischen Kleinbauernhauses, entstand beim hier betrachte-

Abb. 8+9: Gebäudeschaden verursacht durch den Auffahrunfall am 19.4.2007; die Holzverschalung innen wurde verschoben

ten Haus Merz nicht auf Basis einer anfänglichen Gesamtplanung und Baumuster bezogenen Ausführung, sondern als Ergebnis im Wesentlichen zweier bedarfsorientierter Baumaßnahmen im Abstand von über 20 Jahren. Diese dynamische, bedarfsorientierte Bau- und Stilentstehung erklärt auch die fließenden Übergänge und die nahe Verwandtschaft zu klassischen ländlichen Handwerkerhäusern des 18. und 19. Jahrhunderts, wie wir sie noch vereinzelt antreffen können (beispielsweise Baienfurter Straße 21 in Erbisreute bei Unterankenreute).

Die Überlieferung dieses kleinen, aus Feldsteinen gemauerten Eindachhofes mit getremmtem Keller und Gespärredachstuhl bis in unsere Zeit, verdanken wir insbesondere dem Ehepaar Merz. Außer einigen notwendigen Anpassungen an den damaligen Lebensstil, haben Josefine und Mathias Merz jahrzehntelang keine Veränderungen an der grundsätzlichen Bausubstanz des 19. Jahrhunderts vorgenommen. Auch die heutigen Besitzer haben, obwohl sie es nicht mehr als Wohnhaus nutzen, sich stets für den Erhalt des Hauses eingesetzt.

Bis heute ist so dem Ortskern von Wetzisreute ein typisches Seldner- bzw. Kleinbauernhaus des 19. Jahrhunderts, jahrzehntelang Wohnhaus des Messners, erhalten geblieben. Gemeinsam mit der Ortskapelle bildet es ein ortsbildprägendes Ensemble. Als Kleinform des Südoberschwäbischen Bauernhauses, mit orginal erhaltenem Grundriss im Wohnkahr und parallel zur Firstlinie abgeteiltem Stall für zwei bis drei Stück Vieh, sowie erhaltenem Futtergang mit Futterladen im Tennenkahr, präsentiert sich hier ein Gebäude ganz in der Tradition der im Wolfegger Freilichtmuseum erhaltenen Bauernhäuser. Da im Museum mit dem Hof Häusing derzeit nur die Normalgröße des Südoberschwäbischen Bauernhauses als Wohnhaus einer Hofanlage aufgebaut ist, handelt es sich beim Messnerhaus Merz nach Kenntnis des Autors um das letzte, im weitestgehenden Originalzustand erhaltene Südoberschwäbische Kleinbauernhaus im Landkreis Ravensburg.

Bedingt durch die schweren Schäden, verursacht bei einem KFZ-Auffahrunfall am 19. April 2007 und den stetig steigenden generellen Renovierungsbedarf bei gleichzeitig offener Nutzungsfrage, muss um den Erhalt dieses kulturhistorisch so wertvollen Gebäudes zunehmend gefürchtet werden. Es sollten alle Anstrengungen unternommen werden, dieses Zeugnis ländlichen Wohnens und Wirtschaftens der dörflichen Unterschicht des 19. Jahrhunderts, nachfolgenden Generationen zu erhalten. ■

LITERATUR UND BILDMATERIAL

Der Handwerker – ein verlorengegangener Berufsstand?

- Dr. Frieder Stöckle
  Alte Steige 1
  73614 Schorndorf

Die Käserei in Pfärrich

- Aktenbestand zur Käserei Pfärrich der Gemeinde Amtzell.
- Andrea M. Schreck: Kulturgeschichtliche Denkmäler der Gemeinde Amtzell. Sägewerk, Hammerschmiede, Papiermühle, Käserei. Dokumentation. Typoskript o. O. 2003, S. 27 – 34.
- „Weißes Gold". Aspekte zur Entwicklung der Allgäuer Milchwirtschaft von Gudrun Thiel, in: Droben im Allgäu, wo das Brot ein End´ hat. Katalog zur Sonderausstellung des Schwäbischen Bauernhofmuseums Illerbeuren, hrsg. v. Dr. Otto Kettemann, Kronburg-Illerbeuren 2000, S. 209 ff
- Fotobestände aus dem Archiv der Gemeinde Amtzell

Dienstverpflichtet in die Muna Urlau

- Gebhard Blank, Bettina Kahl, Matthias Hufschmid in
  Die Geschichte der Muna Urlau
  ISBN 978-3-00-022748-6
  Herausgeber: Heimatpflege Leutkirch
  Tel.: 07567/182193

LITERATUR UND BILDMATERIAL

Die kurze Geschichte eines langen Wahns – Oberschwabens Rolle in der Hexenverfolgung

- „Die Lichtfänger" spielt auf zwei Ebenen: Um 1886 kommt der amerikanische Historiker George Lincoln Burr nach Deutschland und nimmt die Verfolgung der verwischten Spuren der Hexenverfolgung auf. Seine Suche treibt ihn letztlich durch ganz Europa. Burr entdeckt eine Reihe geradezu sensationeller Dokumente, die nach und nach zum Grundstock der „Witchcraft Collection" werden, der heute weltweit bedeutendsten Sammlung über das Hexereiwesen an der Universität Cornell/USA. Verlag LangenMüller/München

- In seinem Roman „Hexenhammer" schildert Elmar Bereuter erstmals in erzählerischer Form die Anfänge und Hintergründe des Beginns der Hexenverfolgung im Simmental sowie die Vorgänge in Ravensburg und die Entstehung eines der verheerendsten Bücher der Weltliteratur. Verlag Herbig/München

„Fördergemeinschaft Bauernhausmuseum Wolfegg e. V."

KONTAKT UND INFORMATIONEN:

1. VORSITZENDER:
Karlheinz Buchmüller, Tel.: 07529/1236
Bergstraße , 88267 Vogt E-Mail: kabuvogt@aol.com

2. VORSITZENDER
Franz Füßinger Tel.: 07527/5401
Hohgreut 3, 88364 Wolfegg E-Mail: franz.fuessinger@t-online.de

SCHRIFTFÜHRER UND ARBEITSKREIS „KULTURGUT UND VOLKSGLAUBE"
Karl Butscher Tel.: 07524/1367
Lortzingstraße 27, 88339 Bad Waldsee E-Mail: karl.butscher@gmx.de

KASSE
Julia Schön, Tel.: 07527/5211
Vogter Str. 56; 88267 Vogt – Grund E-Mail: elektro-schoen-gmbh@t-online.de

BEIRAT UND VERTRETERIN DER MITARBEITER IM MUSEUM
Heidrun Dürr Tel.: 07527/918955
Hochgratstr. 8, 88364 Wolfegg E-Mail: heimian@web.de

BEIRAT UND VERTRETER DER GEMEINDE
Gerold Heinzelmann, Tel. 07527/6026
Rötenbacher Str. 2, 88364 Wolfegg

BEIRAT UND ARBEITSKREIS „BAUERNHAUS"
Hans-Jürgen Klose, Tel.: 08395/3289
Berg 25, 88430 Rot an der Rot E-Mail: hans-juergen.klose@t-online.de

BEIRAT UND ARBEITSKREIS „KULTURLANDSCHAFT"
Bernd Auerbach, Tel.: 07529/912241
Tannerstraße 31, 88267 Vogt E-Mail: bernd.auerbach@t-online.de

GESCHÄFTSSTELLE:
Marlene Bräutigam Tel.: 07520/5377
Haslacher Str. 9, 88279 Amtzell E-Mail: marlene.braeutigam@gmx.de

Bankverbindung:
Kreissparkasse Ravensburg (BLZ 650 501 10); Kto-Nr. 62 369 466

Die Fördergemeinschaft ist als gemeinnützig anerkannt; Mitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von 15 Euro und erhalten die „Wolfegger Blätter" sowie freien Eintritt.

Die Fördergemeinschaft wurde im Dezember 1976 in Wolfegg gegründet.
Das „Bauernhausmuseum Wolfegg" ist eines der 7 Bauernhaus-Freilichtmuseen des Landes Baden-Württemberg *(„Die 7 im Süden")*, das bis zum Jahr 2003 von der Fördergemeinschaft betrieben und seitdem vom Landkreis Ravensburg übernommen wurde.
Die „Wolfegger Blätter" erscheinen 1 – 2 mal jährlich in Zusammenarbeit mit dem Landkreis Ravensburg. Eigenbetrieb Kultur. Wir freuen uns über Beiträge, Anregungen sowie ideelle oder finanzielle Unterstützung.

Die kurze Geschichte eines langen Wahns

Oberschwabens Rolle in der Hexenverfolgung

von Elmar Bereuter

Es wurde immer ungemütlicher und kälter. In nassen, verregneten Sommern verfaulte das Gras auf den Wiesen und auf kurze Herbste folgten frühe, strenge Winter. Nicht nur das Futter für die Tiere wurde knapp, sondern auch die Menschen darbten.

Abb. 1: Die Folgen des Klimawandels durch eine um 1400 einsetzende kleine Eiszeit werden in den Winterbildern von Pieter Breughel d. Jr. (1564 – 1638) dokumentiert.

Abb. 2: Das Simmental, eine alemannische Enklave im Schweizer Berner Oberland. Hier fand die erste überlieferte Hexenverfolgung im deutschsprachigen Raum statt.

Besonders hart traf es die Bewohner des abgelegenen Simmentales, einer alemannischen Enklave in der Nähe des Thuner Sees in der Schweiz. Vor einigen Jahren hatten sie mit der Umstellung der Landwirtschaft begonnen - weg von der traditionellen Ziegen- und Schafhaltung hin zur Milchwirtschaft und Viehzucht. (Noch heute zählen die Simmentäler zu den bekanntesten Zweinutzungsrassen sowohl als Milch – als auch als Fleischrinder).

Bis dahin hatten sie keine Veranlassung, die Talschaft zu verlassen. Was Böden und Tiere hergaben, reichte gerade so zum Leben und Überleben. Nun aber bedingte die neue Form der Bewirtschaftung auch neue Absatzwege und so konnte es nicht ausbleiben, dass die Bewohner des bis dahin abgeschiedenen Tales mit neuem Gedankengut und Ansichten in Berührung kamen. In den Städten der Westschweiz hörten sie ebenfalls von seit Jahren sich häufenden Unwettern, von riesigen Hungersnöten im Dauphiné, von neuen Sekten, die von dort einsickerten, von mächtigen Bündnissen, die in der Lage waren, das Wetter zu beeinflussen.

Menschen mit übersinnlichen Fähigkeiten hatte es immer und überall schon gegeben. Solche wie daheim Scavius, den sie den „Räudigen“ nannten. Dieser konnte sich wohl in eine Maus verwandeln und vielleicht noch einen lokalen Regenschauer herbeiführen. Damit hatte er sich gebrüstet und das hatten sie ihm auch zugetraut. Aber mit Stürmen, Hagelschlägen, Hochwassern, Muren und Lawinen, die zudem von Jahr zu Jahr noch zunahmen, die ganze Talschaft in Angst und Schrecken zu versetzen, Vieh und Mensch zu verderben? Das überstieg selbst die magischen Kräfte eines Zauberers wie des „Räudigen“. Den Scavius hatten sie vor einiger Zeit meuchlings ermordet, aber am Wetter änderte sich damit nichts.

Ein anderer Zauberer, der Hoppo, hatte es daraufhin vorgezogen, über Nacht zu verschwinden. Aber auch das brachte keinen Umschwung zum Besseren. Eher das Gegenteil. Es musste demnach so sein, wie man ihnen versichert hatte. Den Teufel selbst, wie drüben in den Bergen des Dauphiné und bereits auch schon anderen, weiten Teilen der Schweiz. Das war

die einzige und auch einleuchtende Erklärung. Zauberer, die mit dem selbst Höllenfürsten im Bunde standen.

Aber im Tal war noch Hoppos Schüler, der Stadelin. Ein kleines, missgünstiges Bäuerlein, von den meisten seiner Mitmenschen gefürchtet und gemieden. Kleine Kinder würde er in die reißenden Gletscherbäche werfen, deren Leichname nie gefunden wurden; unsichtbar durch die Luft fliegen könne er sowie fremdes Heu und Mist auf seine eigenen Felder zaubern.

Nach und nach hatte die Umstellung der Landwirtschaft auch die Menschen verändert und die halbe Bevölkerung lag miteinander im Streit. Dem Stadelin aber kam es nur gelegen, wenn sie nachts zu ihm ins Haus geschlichen kamen, um einen Schadenszauber gegen missliebige Nachbarn oder den eigenen Interessen im Wege stehenden Konkurrenten baten. Gegen entsprechende Entlohnung natürlich. Von Tag zu Tag wuchs das Gemunkel um den Stadelin und die Geschichten über ihn wurden immer wüster. Aber was sollte ihm schon passieren? Schließlich hatte er sie so gut wie alle in der Hand.

1392 kam ein neuer Vogt ins Simmental: Der Ratsherr Peter von Greyerz aus Bern. Dieser hatte jedoch seine liebe Mühe mit dem aufsässigen und renitenten Menschenschlag. Auch Greyerz kamen die Gerüchte um den Stadelin zu Ohren und gleichzeitig wie gerufen, um ein Exempel zu statuieren, mit dem er seinen Untertanen zeigte, dass er selbst vor teufelsbündnerischen Zauberern nicht zurück zu weichen bereit war. So kam der Bauer Stadelin zur zweifelhaften „Ehre“, als erster Zauberer des Paktes mit dem Teufel im alemannischen Raum überführt zu werden und auf dem Scheiterhaufen zu landen.

Eine neue Theorie findet ihre Verbreitung

Am 29. Juli 1431 wurde das Konzil von Basel eröffnet. Einberufen wurde es in Sorge um den Glauben, den Frieden in der Christenheit und Reformen in der Kirche. Eröffnungsprediger war der aus Isny stammende Sohn eines Flickschusters, der hoch gebildete Dominikaner, Professor und Diplomat Johannes Nider. Nider oblagen auch die Vorbereitungen, die sich über Jahre hingezogen hatten. Während des bis 1449 dauernden Konzils trafen sich die gelehrtesten Köpfe des Abendlandes und eines der Hauptthemen waren die neuen Hexensekten. Juristen, Theologen und Philosophen debattierten über Teufelsanbetung, Unzucht mit dem Teufel und nächtliche Flüge auf Besen und Ziegenböcken. Nikolaus Amici berichtete vom Prozess gegen Jeanne d'Arc, Martin le Francs wusste von Menschen im Valloise, die sich nachts

Abb. 3: Auch Albrecht Dürer beschäftigt sich in einer Reihe seiner Bilder eingehend mit Hexen.

in reißende Wölfe verwandelten und Johannes Nider erzählte von den Vorkommnissen im Simmental, wie sie ihm in Bern von Peter von Greyerz mitgeteilt worden waren. Von Basel aus fand so das neue Gedankengut seine weitere Verbreitung und wurde in der Heimat der Gesandten weiter diskutiert.

Nider datiert das Aufkommen des Hexerei-Begriffes in seinem Hauptwerk „Formicarius“ auf die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Tatsächlich taucht der Begriff „Hexerei“ nach neueren Funden erstmals 1402 (nicht wie bisher angenommen 1412 in Luzern) in einer Rechnung anlässlich eines Hexenprozesses in Schaffhausen auf. Es darf vorausgesetzt werden, dass eine neue Bezeichnung zur damaligen Zeit etwa zwei bis drei Jahrzehnte brauchte, ehe sie sich allgemein durchsetzen konnte.

Ravensburg holt einen Spezialisten

Man schrieb das Jahr 1484. Vor zwei Jahren waren solche Wassermassen von oben gekommen, dass die Schussen über die Ufer getreten und sogar der Al-

Abb. 4: Hexenschuss und Schadenszauber: Holzschnitt zu dem Buch „Tractatus zu den bosen weibern, die man nennet die hexen" des Konstanzer Theologen Ulrich Molitor (um 1490).

tar der Mühlbruggkapelle überflutet worden war. Im Winter wütete die Pest in Ravensburg und auch der Abt des Klosters Weißenau wurde dahin gerafft. Im letzten Jahr brachte ein Unwetter zuerst Misswuchs, dann vernichtete ein Hagelwetter alle Feldfrüchte, Saaten und Weinberge auf einer Breite von einer Meile dermaßen, dass niemand mehr glaubte, in den nächsten drei Jahren auch nur eine einzige Weinernte einbringen zu können. Beängstigend nahmen ebenso die Verbrechen zu und allein seit Januar wurden sieben Todesurteile vollstreckt.

In der Bevölkerung gärte es zunehmend ob der Untätigkeit des Stadtrates, welcher darauf hin Johannes Gremper, den Kaplan von Liebfrauen beauftragte, mit einem Spezialisten für das Hexereiwesen Kontakt aufzunehmen. Gremper kannte einen solchen Fachmann. In Waldshut hatte er als Notar an einem Prozess mitgewirkt und der Dominikaner Heinrich Institoris rühmte sich inzwischen sechsundvierzig von ihm durchgeführter erfolgreicher Verfahren allein in der Diözese Konstanz.

Auch in Ravensburg waren die Schuldigen schnell gefunden. Agnes Bader, Anna Mindelheimer und Elisabeth Frauendienst: Die ersten beiden mittellose und alleinstehende Frauen, die letzte sechsfache Mutter und Gemahlin das Schmieds und Zunftmitgliedes Hans Frauendienst. Elisabeth Frauendienst kam durch den Einsatz ihrer weit verzweigten Verwandtschaft auf freien Fuß, Bader und Mindelheimer wurden auf der Richtstätte am Eschbann lebendig verbrannt.

Für Institoris aber war Ravensburg die Grundlage, dass sein Name bis heute untrennbar mit dem düsteren Kapitel der Hexenverfolgung verbunden bleiben sollte: Sich seiner angeblichen Erfolge rühmend, erschlich er sich in Rom bei Papst Innozenz VIII. die berühmte „Hexenbulle", mit der ihm entgegen der offiziellen Lehrmeinung der Kirche von höchster Seite bestätigt wurde, dass es tatsächlich Hexen gab. Den Text hatte er in Konstanz selber abgefasst, Gremper damit nach Rom geschickt, ein paar Leute bestochen und der Papst hatte unterschrieben.

So ausgestattet, zettelte er in Innsbruck eigenmächtig einen Hexenprozess mit 50 Beschuldigten an, wobei er nicht vor dem Versuch zurück schreckte, selbst die Gemahlin des Fürsten Sigmund des Geldreichen auf den Scheiterhaufen zu bringen. Auch in Innsbruck rühmte er sich immer wieder seiner Erfolge in Ravensburg. Ravensburg jedoch war österreichische Bündnisstadt, was Sigmund ermöglichte, die Akten von dort anzufordern und einzusehen. Der

Abb. 5: Bild nach Angaben von Hermann Löher. Löher war als Schöffe selbst in Hexenprozesse eingebunden, ehe er selbst in Hexereiverdacht geriet. Elmar Bereuter schildert sein Schicksal ausführlich in seinem Roman „Die Lichtfänger".

schärfste Gegner aber erwuchs Institoris im Bischof Georg Golser, der ihn als „Kindskopf“ bezeichnete und aus dem Land werfen ließ. Eigentlich hatte Institoris vorgehabt, nach Ravensburg zurück zu kehren, wo er weitere Prozesse zu führen gedachte. Statt dessen zog er tief gedemütigt weiter nach Salzburg, Augsburg und von dort nach Speyer.

Ob der erlittenen Schmach verbiss er sich nun geradezu fanatisch in den Nachweis des realen Hexenwesens. Schließlich war er der Fachmann: Päpstlich ernannter Ketzerinquisitor für die Provinz Oberdeutschland – auch wenn das Amt seit der Erschlagung Konrads von Marburg 1233 vor über 250 Jahren in der Praxis bedeutungslos geworden war – und zudem hatte er vom Papst höchstpersönlich die Bestätigung mit Brief und Siegel, dass Hexen tatsächlich existierten! Trotzdem war die Hexenjagd bisher ein immer noch eher mühseliges Unterfangen.

In beinahe unglaublich kurzer Zeit verfasste er sein umfangreiches Werk Malleus Maleficarum, den berüchtigten „Hexenhammer“, eine geradezu wüste Anleitung zum Erkennen, Aufspüren, Aburteilung und Ausrottung von Hexen, wobei er schon im Titel (Maleficarum) das weibliche Geschlecht als Ursache alles Bösen unter Generalverdacht stellte („Ein schönes und zuchtloses Weib ist wie ein goldener Reif in der Nase einer Sau!“).

Als eine seiner Quellen dient ihm der „Formicarius“ des Johannes Nider. Immer wieder kommt er zudem auf den Prozess in Ravensburg zu sprechen als Beispiel einer beispielhaften Zusammenarbeit und entschlossenem Durchgreifen der Stadtverwaltung. Für den Ravensburger Magistrat waren Bruder Heinrichs Aktivitäten allerdings aus finanzieller Sicht kein einträgliches Geschäft. Die einzige Angeklagte, bei der etwas zu holen gewesen wäre, war frei – statt dessen zwei alleinstehende und mittellose Weiber, für deren Aburteilung und Hinrichtung auch noch der Stadtsäckel aufkommen musste. Ein Scheiterhaufen war eben alles andere als eine billige Art der Vollstreckung und allein schon das benötigte Holz schlug mit erheblichen Kosten zu Buche.

Bruder Heinrich war jedoch nicht verlegen, wenn es darum ging, die Ratsherren bei der Stange zu halten. Dank seiner Beziehungen erwirkte er in Rom eine ausdrückliche Belobigung der Stadt. Aber damit nicht genug: Das Heilig-Geist-Spital war schon seit Jahren zu klein und für den geplanten Neubau fehlte das Geld. Auch hier konnte Institoris mit seinen Verbindungen am Heiligen Stuhl weiter helfen: Hundert Tage Nachlass für die Sündenstrafen für alle, die an bestimmten Feiertagen die Spitalkapelle besuchten und ein Almosen spendeten.

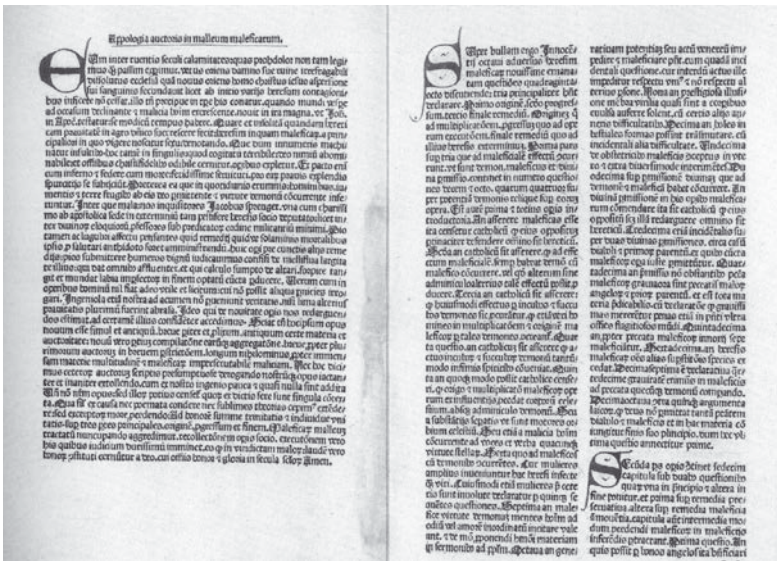


Abb. 6: Die dem „Hexenhammer“ vorangestellte und von Heinrich Institoris in Köln gefälschte „Appologia“, mit der er die Rechtmäßigkeit seines Werkes untermauert.

Durch den schmählichen Rauswurf aus Tirol war an eine Rückkehr nach Ravensburg nicht mehr zu denken. Schließlich hatte Fürst Sigmund in Innsbruck zähneknirschend die Prozesskosten übernommen um ihn los zu werden und sein langer Arm hätte ihn womöglich auch hier erreicht. Nun saß Institoris also in Speyer, wo ihm bald neues Ungemach in Gestalt des Kaisers Friedrich III. drohte, der sein Kommen zum Deutschen Städtetag angekündigt hatte. Als „Erzschlafmütze des Reiches“ hatte er diesen bezeichnet, war deswegen im Kerker gesessen und die Gründe für seine vorzeitige Freilassung waren reichlich dubios gewesen.

Bruder Heinrich beschloss vorsichtshalber zu fliehen – ausgerechnet zu Friedrichs Sohn Maximilian, der in Brüssel Hof hielt. Mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit gelang es ihm dort, bis zum König vorzudringen und sich unter Vorlage seiner päpstlichen Hexenbulle dessen Unterstützung bei der Verfolgung der Hexen zu sichern.

Was jedoch trotz allem der Autorität des Werkes gegenüberstand, war Bruder Heinrichs übler Leu-

Abb. 7: Benedict Carpzov (1595 – 1666) war der führende deutsche Strafrechtler der frühen Neuzeit. Mit seinem Werk Practica Nova verfeinerte Carpzov die Beweisführung gegen die Hexerei. Als Grundlage diente ihm auch der „Hexenhammer" des Heinrich Institoris.

mund: Es gab da weitere Geschichten um unterschlagene Ablassgelder, zwei seiner eigenen Mitbrüder hatten ihn wegen Diebstahls und Verleumdung verklagt und überall wo er auftauchte, war es mit dem Frieden bald vorbei. Auch sein hoch angesehener Ordensbruder Jakob Sprenger, Provinzial der Provinz Teutonia drohte mit seiner Arrestierung, falls er sich in dessen Einzugsbereich wagen sollte. Institoris hielt dies jedoch nicht davon ab, eine angeblich an der Universität Köln ausgestelltes Approbation vorzulegen, in welcher ausgerechnet sein Intimfeind Sprenger als Mitverfasser des „Hexenhammers" bestätigt wurde. 1487 ging der „Hexenhammer" bei Peter Drach in Speyer in Druck und wurde zu einem der ersten „Bestseller" dieser noch jungen Kunst.

Zweifler auf den Scheiterhaufen

Ohne den gerade erfundenen Buchdruck wären Hexenverfolgungen lediglich Ereignisse von lokaler Bedeutung geblieben. Der „Hexenhammer" erlebte an die dreißig Auflagen und wurde – auch wenn er vielerorts auf Ablehnung stieß - doch zur Grundlage einer neuen Literaturgattung.

Bald ging es längst nicht mehr um die grundsätzliche Existenz der Hexen, sondern um die wissenschaftliche Erforschung dieses Phänomens. Gelehrte, Richter, Theologen, Ärzte überboten sich gegenseitig mit immer neueren und spitzfindigeren Beweisen, mit denen sie das Wirken Satans und der Hexenbanden auch akademisch hieb- und stichfest begründen konnten.

Theologen wie der Trierer Weihbischof Peter Binsfeld entwickelten die Ansätze des Hexenhammers weiter, angesehene Kapazitäten wie der Universalgelehrte Martin del Rio, fortschrittliche Juristen wie einer der Urväter der modernen deutschen Rechtssprechung, Benedict Carpzov, Staatstheoretiker wie Jean Bodin begründeten die Vorgehensweise und verfeinerten die rechtlichen Grundlagen. Bür-

Abb. 8: Statue Friedrich Spees in der Jesuitenkirche in Trier. Spee kennen wir als Verfasser vieler bekannter Kirchenlieder (O Heiland reiß die Himmel auf...). Gleichzeitig war er ein engagierter Gegner der Hexenverfolgungen. Sein Werk „Cautio Criminalis" läutete das Ende des Hexenwahns ein.

gerwehren machten Jagd auf Hexen, Beamte legten Register über Verdächtige an, auf das Hexereiwesen spezialisierte Richter zogen durch die Städte und Dörfer.

Wie in Fieberschüben jagten die Wellen durch das Land, verebbten und schwollen wieder an. Wer noch Zweifel an der realen Existenz der Hexen zu äußern wagte, lebte zunehmend gefährlich und auch das Priestergewand schützte nicht mehr vor dem Scheiterhaufen. Ob katholisch oder protestantisch – im Hexenglauben waren sich die ansonsten spinnefeind gegenüber stehenden Konfessionen in Deutschland einig. Nur eine Handvoll Mutiger getraute sich noch die Stimme zu erheben. Als bekanntester von ihnen der Jesuit Friedrich Spee, welcher mit seinem anonymen Werk „Cautio Criminalis“ das Ende dieses über dreihundert Jahre andauernden Wahns einläutete. Als letzte Hexe starb 1782 die Magd Anna Göldin im protestantischen schweizerischen Glarus durch das Schwert. Anfangs November 2007 (!) wurde sie nach 225 Jahren vom Glarner Landrat mit 37 zu 29 Stimmen rehabilitiert.

Was wir heute wissen

Unsere Vorfahren wussten noch nichts von den großen Zusammenhängen des Wettergeschehens und der Begriff Klima war ihnen unbekannt. Ihre Wahrnehmung stützte sich auf eigene Beobachtungen in ihrem engen Lebensraum und das, was ihnen von außen zugetragen wurde. Erst durch neuere Forschungen wissen wir heute, dass die Anfänge des Hexenglaubens mit dem Beginn eines Klimawandels zusammen fiel:

Um 1400 setzte auf die mittelalterliche Warmzeit eine globale kleine Eiszeit ein, die erst Mitte des 19. Jahrhunderts endete. Die Gletscher wuchsen in noch nie gekanntem Ausmaß, Seen und Flüsse froren zu, schwere Unwetter vernichteten noch den Rest der kärglichen Ernten, Hungersnöte und verseuchtes Getreide wie mit Mutterkorn ließen die Bevölkerungszahlen schrumpfen. Die Menschen fanden keine Erklärung, die sich mit ihren eigenen und auch den überlieferten Erfahrungen in Einklang bringen ließen.

Der Mensch aber braucht Erklärungen. Findet er sie nicht in seinem Weltbild, entwickelt er aus seinen Vermutungen Theorien und versucht diese wissenschaftlich mit immer kühneren Denkmodellen zu begründen. Manchmal eben solange, bis scheinbare Wirklichkeit und auf wissenschaftlichen Fakten aufgebaute Doktrinen übereinstimmen, die nach und nach zum Allgemeingut und irgendwann zur unumstößlich erkannten Wahrheit werden. Von einer Erkenntnis, die nicht mehr hinterfragt werden darf hin zu Wahn und Hysterie ist es aber oft nur ein kleiner Schritt. Im Zeitalter von TV, Radio, Medien und Internet kann uns heute so etwas sicher nicht mehr passieren. Oder vielleicht doch? Ein kanadischer Professor erhielt im März 2007 für seine öffentlich im britischen Fernsehen geäußerten Zweifel am menschengemachten Klimawandel fünf Morddrohungen. ■

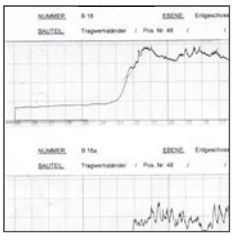
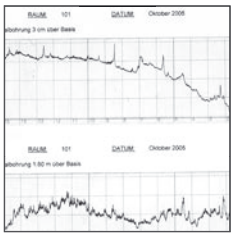
Vorankündigung unserer Exkursion zur Erlebnismühle Ailinger

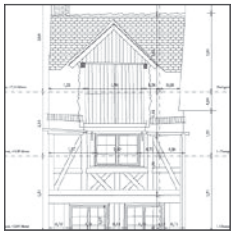
Der Förderverein veranstaltet für Mitglieder und Interessenten eine Exkursion zur Erlebnismühle Ailinger in Reichenbach bei Bad Schussenried mit Führung durch die Eigentümerin. Dabei handelt es sich um eine historische und moderne Handwerksmühle mit touristischer Ausrichtung, in der sich auch ein Mühlenmuseum befindet.

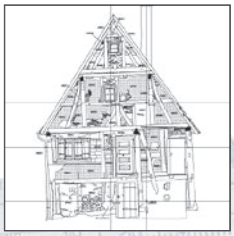
Die Exkursion wird am **31.5.2008** stattfinden und Interessenten können sich bereits jetzt unter 07527/95500 bei der Museumsverwaltung anmelden. Eine gesonderte Einladung erfolgt später.

Nähere Informationen unter:
www.ailinger.de
www.muehlenstrasse-oberschwaben.de

Mit freundlicher Unterstützung

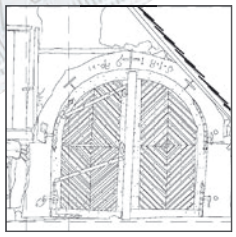







Wir führen für Sie aus

: BAUWERKSVERMESSUNG
: BAUWERKSUNTERSUCHUNG
: BAUWERKSERFASSUNG
: PRÄVENTIVE HOLZUNTERSUCHUNG
: RESTAURATORISCHE ARBEITEN



WERKSTATT FÜR BAUDENKMALPFLEGE
Hans-Jürgen Klose e. K.
Zimmerermeister
Restaurator

Berg 25 · 88430 Rot a.d. Rot I Fon 08395 3289 · Mobil 01713616693 I eMail hans-juergen.klose@t-online.de